Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Elfter Jahrgang

Nr. 3 | Leipzig, den 21. Januar | 1897

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1522 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Allerlei Zeiten: 1. Der Morgen — Dogmatische Zweifel eines Laien — Ueber David Friedrich Strauß: 3 — Aus der Geschichte des neutestamentlichen Kanons: 2. Die Entstehung einer Urform des Kanons — Gruppirter Kirchenbau — Ein katholisches Gebet — Harriet Beecher-Stowe — Verschiedenes: Zwei Bücher gegen den Muhammedanismus; Inmitten der Bewegung; Zur Statistik der Theologie-Studirenden; Ratgeber fürs evangelische Pfarrhaus — Quittung — Anzeigen

Allerlei Zeiten

1. Der Morgen

Ich aber will von Deiner Macht singen und des Morgens rühmen Deine Güte. Psalm 59, 17.

Wir wanderten im schlesischen Gebirge den Weißwassergrund hinauf. Zwei düstre Regentage waren vorangegangen, die Tannen standen in schweren Tropfen wie übersättigt mit Feuchtigkeit. Jetzt aber schien die Sonne in früher Morgenstunde durch alle diese regenschweren Zweige hindurch und machte den Bergwald zum glänzenden Festsaal, geschmückt mit tausend und abertausend der allerherrlichsten Diamanten, zwischen denen der Rauchdampf frühbeglänzter Gräser feierlich und festlich wie Opferhauch emporstieg. So lehrt Natur den Morgen begehen. Sie rühmt die Güte Gottes.

Auch die Kinder verstehen sich auf den Morgen. Allerdings genau genommen nur die ganz kleinen. Die sind guter Dinge, sobald es dämmert, und haben mit dem Sonnenaufgang ein heimliches Abkommen, daß Herrlichkeit und Heiterkeit die Welt regieren, daß Klingen und Singen dem neuen Tage geziemt. O über die strahlenden Kinderaugen im Frühlicht! Gott sei Dank, sie sind noch nicht ausgestorben, noch nicht erloschen in der Stickluft der Dachkammern, noch nicht verweht von der Windsbraut wütender Klassenkämpfe. Sie halten noch immer ihre wunderbare Predigt von Lieb und Lust, Vertrauen und Hoffnung, von der Güte Gottes, die noch nicht gar aus, von seiner Treue, die alle Morgen neu ist.

Nur die ganz Kleinen sind ganz auf der Höhe. Ueberraschend schnell löst sich das schöne Einvernehmen zwischen der Schöpfung da draußen und dem Stimmungsleben der Seele. Schon das Schulkind stellt sich anders zur Morgenstunde als vorher, es sieht im Erwachen so manches kleine Ungemach, aus Fehlern und Tadeln zusammengewoben, von dem Katheder des Lehrers herannahn und läßt verstummend das Köpfchen hängen. Wir Großen vollends brauchen oft wer weiß wie viel Zeit, um in den Tag hinein zu kommen. Unsre üble Laune macht uns zu schaffen. Der Aerger geht im Hause um, und wenn er keinen Anlaß findet, sucht er einen Anlaß, vornehmlich an Kleinigkeiten. Es giebt Menschen, die während des ersten Tagesviertels gar nicht sie selber, sondern ihr Schatten sind, ein starrer, freud- und liebeleerer Schatten, aus dem auch nicht ein einziges Lichtlein auf die Umgebung fällt, oder ein Schatten vergleichbar den Erinnyen voll Unruhe, Gereiztheit, Zornes und Haders. Da bleibt dann kein Raum für Gottes Güte. Wir bitten Eltern und Erzieher, dieser Sache ihre besondre Aufmerksamkeit zuzuwenden und niemals lässig zuzusehen, wenn die Kinder ihrer Verstimmung nachhängen oder gar einen Zank anheben, während sie ihr Frühbrot essen. Der Tag ist zum Verstimmtsein und Händelsuchen wahrlich noch lang genug, mögen sie nachher thun, was sie nicht lassen können. Aber der Morgen sei geheiligt. Darin liegt eine hohe Disziplin, die, zur festen und bleibenden Gewohnheit ausgereift, viele Versuchung zur Sünde ersparen hilft und auf jeder spätern Altersstufe Früchte der Gerechtigkeit hervorbringen wird, zum Ruhm der Güte Gottes.

Doch ist noch etwas zu bedenken. Der Lauf der Welt bringt es mit sich, daß die meisten Menschen ohne Aufenthalt an ihre Arbeit gehen müssen und alsbald der öden Geschäftigkeit des Tages mit ihrer niederziehenden Eintönigkeit oder aufregenden Verdrießlichkeit anheimfallen. Da ist kein Augenblick, der der Sammlung diente, kein Stillesein, kein Alleinsein. Gott behüte aber jeden Christenmenschen in Gnaden davor, daß sein Leben zur bloßen Tretmühle werde, und der Morgen nichts als eine Galgenfrist vorstelle, die gerade nur zum Ankleiden Zeit bietet. Wo soll da Freudigkeit und Frische herkommen? Von dem englischen Staatsmann Gladstone wird erzählt, daß er auch in den politisch bewegtesten Zeiten frühmorgens, bevor er an die Staatsgeschäfte ging, eine ganze Stunde der Beschäftigung mit andern d. h. höhern Dingen gewidmet und sich dadurch innerlich frisch erhalten habe. Dieses rühmliche Beispiel kann nicht Jeder nachahmen. Aber wir alle können, wenn wir wollen, aus dem Jungbrunnen des göttlichen Worts schöpfen und auf der Himmelsleiter des Gebets die ewigen Höhen aufsuchen. Die katholische Kirche öffnet beim Morgengrauen ihre Gotteshäuser und Kapellen, gewiß eine ihrer volkstümlichsten und zugleich sozial bemerkenswertesten Einrichtungen, wiewohl der Gastwirt jenes Dörfchens im Rhonethal nicht Unrecht haben mochte, wenn er zu mir sagte: Unsre Frauen gehen beten, wenn sie die Kinder waschen sollten. Die Brüdergemeine hat ihr bekanntes Losungsbüchlein, das Vielen zum Segen ist. Wem Schleiermachers „Christliche Sitte" zur Hand ist, der lese die herrlichen Ausführungen über die Wichtigkeit des Hausgottesdienstes. Gehören nicht die Morgenlieder in unserm Gesangbuch zu den köstlichsten Probestücken evangelischer Frömmigkeit?

O daß wir Jeder auf seine Weise Wort Gottes und Gebet zur Würze unsrer Frühstunden machten! Es handelt sich um weniger denn fünf Minuten, die Güte Gottes zu rühmen. Stattdessen beginnt man weithin durch Stadt und Land den Tag wohl mit dem Lesen der Morgenzeitung, was denn wider alle Natur geht und Gottes Gnade hinaustreibt. Kaufet die Zeit aus, sagt der Apostel, also vor allen Dingen die Morgenstunde.

Sch

Dogmatische Zweifel eines Laien

„Lieber Freund, sagte vor einiger Zeit ein alter Herr zu mir, Sie verwechseln eben sichtbare und unsichtbare Kirche!" Natürlich, dann schweige ich, und schäme mich meiner dogmatischen Lücken. Wer doch die dogmatischen Sätze und die ganze Gelehrsamkeit, die daran hängt, recht begriffe und inne hätte! Aber jenes Wort verfolgte mich. Er hatte es schon öfters gesagt, und dann war jedesmal ein Gespräch an dem

Punkte abgebrochen worden, wo es anfing mich zu interessiren, und wo der ehrwürdige Herr hätte mit Meinungen herausrücken müssen, die man gewöhnlich nicht predigtmäßig verwertet.

Sichtbare und unsichtbare Kirche! Wo haben sie eigentlich diese Ausdrücke her? Aus der Bibel? Ich besinne mich nicht, muß es einmal nachschlagen. In der Dogmatik habe ich davon gehört. In meinem Schranke steht Luthardts Kompendium und Franks Systeme. Liberale Theologie giebts bei mir nicht. Man hat sie mich nicht gelehrt, als ich jung war, jetzt bin ich zum Begreifen ein bischen alt, und Ritschl verstehe ich gar nicht. Ich bin also in theologischen Dingen Laie, obgleich mich die Leute in stillschweigendem Uebereinkommen „Herr Pastor“ tituliren. Aber fragen darf ich doch wenigstens: Was ist sichtbare und was ist unsichtbare Kirche?

Das Wort „Kirche“ hab ich in meiner Bibel wunderselten gelesen und öfter im Alten als im Neuen Testamente. Merkwürdig! Als wir jung waren, erklärten unsre Professoren ganz ernsthaft, es stamme von *κυριακη* her, nämlich *εκκλησια*. Das glaube ich heute nicht mehr; denn erstlich erinnere ich mich dieser Verbindung aus dem Neuen Testament gar nicht, sehe also nicht ein, warum man sollte *κυριακη* genannt haben, was biblisch nur *εκκλησια* heißt. Sodann müßte man es auch schreiben „Kyrche.“ Später las ich einmal im Feuilleton einer Zeitung, „Kirche“ komme her vom altdeutschen Worte „Kirk,“ was „Opferplatz“ und schließlich auch „Tanzplatz“ bedeute. Ich weiß nicht, ob es solch ein Wort giebt. Die Erklärung erschien mir damals zu modern heidnisch, aber besser ist sie jedenfalls als die erste, und „Kirche“ wäre dann eine Art Uebersetzung von Ecclesia, sofern dieses auch den Ort der Zusammenkunft und nicht nur die Gemeinschaft selbst bezeichnet. Man sollte jungen Leuten nicht für Wahrheit wohlmeinende Ausflüchte auftischen. Sie könnten später einmal darüber nachdenken und dann an noch mehrerem irre werden als ich!

Nun also Ecclesia „Gemeine“ das ist das Wort, das im Neuen Testamente für das spätere „Kirche“ gebraucht wird. Giebt es eine sichtbare und eine unsichtbare Ecclesia biblisch?

Eine unsichtbare Ecclesia wohl nicht, aber etwas wie eine Gemeinschaft wohl. Man könnte etwa denken an die „Wolke von Zeugen“ um uns her, von der Hebr. 12 redet, oder an das Jerusalem, das droben ist, des Galaterbriefes oder Aehnliches. Aber das ist nur nicht das, was man „unsichtbare Kirche“ nennt. Diese ist etwas Diesseitiges, was man nicht sehen kann, jenes etwas Jenseitiges. Das Neue Testament redet nur von einer Ecclesia.

Wie hat diese ausgesehen? Wenn man will, mag das Wort „Menge der Gläubigen“ Apg. 4, 32 als Definition für Ecclesia gelten. Was wird nun von dieser ausgesagt? Sie waren Ein Herz und Eine Seele; sie wandelten in der Furcht des Herrn und blieben beständig in der Apostel Lehre, der Gemeinschaft, im Brotbrechen und Gebet Apg. 2, 42 f., es hatte die ganze Gemeinde Frieden — nach außen nämlich — und baute sich — nach innen —, wandelten in der Furcht des Herrn und waren erfüllt mit dem Troste des heiligen Geistes Apg. 9, 31; gelegentlich treten sie auf besonders erfüllt mit heiligem Geiste, kurz, sie erscheinen wenigstens ursprünglich als eine Menschengemeinschaft, die in unaufhörlichem Zusammenhange mit Gott steht, denen man diesen Heilszusammenhang gleich ansieht und anmerkt (Apg. 19, 1 ff.), ja denen die eigentümliche Gabe von heiligem Geiste als etwas Selbstverständliches eignet, dessen Fehlen auffällt (Apg. 8, 16 ff.). Dabei waren sie keineswegs absolut Heilige, im Gegenteil Leute, denen man oft recht massive Ermahnungen geben mußte; aber doch erfüllt mit allerlei übernatürlichen Gaben und Kräften (1. Kor. 12); und, was wohl das Charakteristischste ist, erfüllt von einem geistlichen Verständnis, das ihnen Ehre macht, oder vielmehr dem, der in ihnen wohnte. Denn offenbar lasen sie die Briefe des Paulus ohne theologischen Kommentar und biblisches Handlexikon und allen gelehrten, grammatischen, exegetischen, dogmatischen Apparat und verstanden sie vielleicht besser, als mancher Professor von heute. So ist unzweifelhaft Ecclesia

eine Menschengemeinde, die aus Ueberſinnlichem, Göttliche[m] heraus lebt und ihre Kräfte bezieht, die wie Paulus einm[al] in auffallender Redewendung sagt, nicht sieht auf das Sich[t]bare, sondern auf das Unsichtbare.

Ist das nun die sichtbare oder unsichtbare Ecclesia? Offen bar die sichtbare; denn erstlich ist das die einzige, von der di[e] Rede ist, also muß sie wohl sichtbar sein, sodann wird sie al[s] solche auch von außen Stehenden sehr deutlich gesehen, vo[m] Volke, das sie liebte (Apg. 2, 47), und ihren Feinden, die s[ie] mit Erfolg verfolgten (Apg. 9, 1 ff.). Es wäre demnach sich[t]bare Kirche etwa eine menschliche Gemeinschaft, die, geworde[n] im Namen Jesu Christi, in Gott lebt durch den heiligen Geis[t]. Das, meint aber der ehrwürdige alte Herr, sei eben nicht di[e] sichtbare Kirche. Und er hat auch Recht. Denn wenn ich a[n] den heiligen Geist denke und mir den sichtbar waltend vor stellen muß, denke ich an ein hochwürdiges Konsistorium, Kirchen rat, Kirchenkollegium, Papst, Synod, Ministerium, kurz, ein[e] irgendwie weltlich auslaufende Spitze mit oder ohne geistlichen An strich, aber jedenfalls mit maß- und ausschlaggebender juristische[r] Beigabe, und darunter eine ganze Organisation von Pröpsten Superintendenten, Generalsuperintendenten, Dekanen, Pfarrern eine Unsumme von Denominationen aller möglichen Observanzen die nur in Einem einig sind, daß sie alle zusammen uneini[g] sind; und diese Uneinigkeit imputiren sie auch dem christliche[n] Volke; denn je frommer, fortgeschrittener und erweckter christlich[e] Gemeinschaften sind, um so mehr machen sich erfahrungsmäßi[g] nach innen und außen Schärfen und Gegensätze bemerkba[r]. Ein alter, lieber Universitätsprofessor pflegte allen Ernstes z[u] sagen: „Wenn in der Kirchengeschichte die Theologen Lebe[n] hatten, so stritten sie.“ Das ist sichtbare Kirche. Ganz rech[t]. Da nun das Zweite etwas wesentlich Andres ist, als das Erst[e], das Zweite aber, wie der Herr Professor sagt, kirchengeschichtlic[h] ist, so giebt es zwei sehr verschiedne sichtbare Kirchen, ein[e] apostolische und eine kirchengeschichtliche, von denen letztere noc[h] dazu ein Kollektivbegriff ist. Die erste Gemeinschaft heißt i[n] ihren offiziellen Kundgebungen Ecclesia, und diese zweite „Un[-] gemeinschaft“ nennt sich Kirche.

Was ist nun aber „unsichtbare Kirche?“ Nun, in de[r] apostolischen Zeit war das unsichtbar, d. h. nicht zu sehen, wa[s] heute sichtbar ist, also das heute sichtbare Kirchenwesen war be[i] den Aposteln nicht zu sehen, denn es war nicht vorhande[n]. Und wiederum, das, was bei den Aposteln zu sehen war, i[st] heute unsichtbar und vielleicht auch nicht vorhanden. Zu sehe[n] war bei ihnen Leben, Geist und Kraft aus Gott, das ist heut[e] nicht zu sehen und zu merken. Darum mag man heute ein[e] Gemeinschaft, die sich etwa darin gründet, „unsichtbare Kirche“ heißen, wenn man es überhaupt benamsen will. Mir wär[e] die Sache lieber noch als der Name. An diesem habe ic[h] kein Interesse. Denn wenn ich nichts davon sehen und merke[n] soll, so brauche ichs auch nicht zu nennen und zu besprechen.

Kurz gesagt ist also Kirche entweder eine göttliche ode[r] eine weltliche Gemeinschaft, je nach der Zeitlage, die man in Auge faßt. Nimmt man die Sache geschichtlich, so kann ma[n] sagen: Die heutige sichtbare Kirche ist dadurch entstanden, da[ß] eine Religionsgemeinschaft sehr wesentliche Momente ihres gött lichen Inhalts verlor und mehr und mehr sich geistlich ent leerte — verweltlichte. Nimmt man aus einer Geistesgemein schaft den Geist, so muß sie entweder zerfallen, oder sie ersetz[t] Geist durch irgend welche Organisation und kann dann freilic[h] ihr Dasein unter dem alten Namen weiter fristen. Organisatio[n] ist aber Gesetz. Demnach steht die heutige Kirche auf de[m] Boden des Gesetzes, während die apostolische auf dem Bode[n] des Geistes stand. Es muß mithin vor Gott gleichgiltig sein ob jemand zur alttestamentlichen Kultusgemeinschaft oder zu[r] neutestamentlichen gehört. Beide sind Organisation. Beide[n] fehlt, um wahrhaft göttlich zu sein, der Geist. Kirche nenne[n] wir also heute eine organisirte Religionsgemeinde, der de[r] heilige Geist im allgemeinen fehlt; ja so sehr fehlt, daß viel[e] Kirchenlehrer sogar seine Existenz leugnen, offenbar, weil ihre Er fahrung gar nichts dem Aehnliches aufweist. Es hat sich mithi[n] im Laufe der Zeit eine Wandlung in der Ecclesia vollzogen die eine Wandlung im Besitz, im geistlichen Besitz ist, un[d]

zwar ist diese Wandlung eine geistliche Verarmung. Diese sichtbare Verarmung heißen sie sichtbare Kirche.

Gehen wir nun einen Schritt weiter und fragen: Wie gelangt man in die Kirche? Mitglied einer Organisation wird man durch Eintrag in das Mitgliederverzeichnis, also hier Eintrag in das Kirchenbuch. Mitglied einer Geistesgemeinschaft wird man durch innere Um- und Zustimmung. Abgesehen von den äußerlichen Folgen, die man ihr giebt, ist man Mitglied durch geistige Natur und Wesen. Ein heutiger Christ kann seine Kirchenzugehörigkeit nur legimitiren durch einen Schein, ein apostolischer Christ durch ein Wesen. Und zwar bedarf es heute eines Taufscheines.

Also die Taufe macht uns zu Christen. So wars immer. Die Taufe gründete die Kirche, die Taufe erhält die Kirche. Bemerkenswerte Gleichartigkeit! Nur heißt im ersten Satze Kirche etwas ganz andres als im zweiten. Wenn nun dieselbe Handlung des Taufens zwei ganz verschiedne Ergebnisse hat, und in zwei verschiednen Zeiten zwei ganz verschiedne Kirchen begründet, so liegt der Gedanke sehr nahe, daß die Taufe der apostolischen Kirche etwas ebenso Verschiednes war, wie die apostolische Kirche selbst von den gleichbenannten Dingen der spätern Zeit, oder mit andern Worten, daß die Taufe als Organisation wohl stehen geblieben sein mag, aber den Inhalt des Geistes verloren haben könnte. „Sichtbare Zeichen und göttliche Gaben," lernten wir einmal auswendig, „machen zusammen das Sakrament." Wie? Wenn nun die göttlichen Gaben einmal nicht gegeben würden — sie sind ja Gaben —, dann blieben sichtbare Zeichen allein nach. Die könnte man ja ein Sakrament nennen, sie brauchten es aber nicht zu sein. Gott ist an die Gaben ebenso wenig gebunden wie der heilige Geist an die Kirche. Wenn man Kirche sein kann ohne heiligen Geist, so kann man auch getauft sein ohne göttliche Gaben. Einen Schein bekommt man nun sicher gegen Erlegung der Gebühren, aber das Wesen kann einem fehlen; dafür giebts keine Gebühren. Mein ehrwürdiger Freund müßte also konsequenterweise auch reden von sichtbarer und unsichtbarer Taufe. Das that er aber nicht. Fürchtet er sich vielleicht einen Gedanken zu Ende zu denken?

Unsichtbare Taufe! Da müßte es auch geben unsichtbare Beschneidung. Und davon redet Paulus Kol. 2, 11 f. Er nennt die apostolische Taufe eine Beschneidung ohne Hände im Gegensatz zur sichtbaren Beschneidung (s. Röm. 2, 28 f.) des Alten Bundes, die Taufe, sofern sie sei Ablegung des sündlichen Leibes im Fleische, als Gemeinschaft des Todes Christi, aber auch als Gemeinschaft der Auferstehung Christi. Diese unsichtbare Beschneidung der Taufe hat also neue Menschen hervorgebracht, Auferstehungsmenschen, wiedergeborne Menschen. Für den Apostel ist offenbar Wiedergeburt und Taufe ein Vorgang. Die Ritter von der sichtbaren und unsichtbaren Kirche beobachten über diesen Punkt ein vieldeutiges Schweigen. Eine christliche Dame, die ihrer Umgebung durch ihre zudringliche Christlichkeit vielfach lästig wurde, fragte mich einmal: Haben Sie schon die Geistestaufe erhalten? — Die Geistestaufe, was ist denn das? Wahrscheinlich nicht, sonst müßte ich es doch wissen. Erklären Sie mir, was das ist. Als Antwort schob sie mir ein Traktätchen zu von irgend einem Sektirer, in dessen Titel sich dieses Wort breit machte. Behalten Sie Ihr Schriftchen. Was drin steht, kann ich mir ungefähr denken. Der freundliche Leser auch. Aber wie solche Sektirer doch je und je ein Körnchen Wahrheit finden. Für sie ist Taufe und Wiedergeburt nicht dasselbe. Sie unterscheiden offenbar Leibestaufe und Geistestaufe. Das wäre etwa sichtbare und unsichtbare Taufe. Nur daß sie letztere für sich und ihre liebwerten Anhänger allein gepachtet haben wollen. Wunderliche Leute!

Es wäre indessen recht gut denkbar, daß es der Taufe im Laufe der Kirchengeschichte analog ergangen sei wie der Ecclesia. Je mehr sie bloß reine Lehre wurde, um so mehr leer wurde sie von geistlichen Gaben. Am Ende kommt eine Taufe zustande nicht durch die reine Lehre, sondern durch die Gaben Gottes. Man könnte sichtbar taufen, und unsichtbar bliebe alles beim Alten. Und das würde ein Zustand sein, der weder durch das Individuum des Taufenden, noch des Getauften, noch durch die

zufällige Kirchengemeinschaft veranlaßt wäre, sondern ebenso sehr durch Zeitverhältnisse, wie ja der Inhalt der Kirche auch von der Zeit abzuhängen scheint, nämlich in der Gott ihn schafft oder nicht schafft.

Es kann mithin unmöglich genug sein, wenn ich mich hinsetze und aus allen möglichen biblischen Schriften einen reinen Lehrbegriff herausdestillire und auf Grund solchen Begriffes dann sakramentalen Handlungen die und die Konsequenzen zuspreche, gleichviel ob man etwas davon sieht oder nicht sieht, und mir im letztern Falle damit helfe, es müsse eben geglaubt werden; sondern es müßte am Ende auch das Heute berücksichtigt werden, das historische Moment mit der Frage: Ists heute auch so? Besser würde man statt Berücksichtigung des historischen Moments wohl sagen: Man muß auf den lebendigen Gott in seinen Kundgebungen achten, auf die Stellung, die Gott im Himmel zum jeweiligen Geschlechte und seinen religiösen Aeußerungen einnimmt. Damit wäre wohl viel gewonnen.

Die großen Differenzen der Kirchen und Dogmatiker positiver und negativer Richtung sind im Grunde Lehrstreitigkeiten. Wenn man sie einmal lehren ließe, was sie wollen, mögen sie nun Orthodoxes oder Liberales lehren, und wenn man einmal die Frage stellte: Was erleben wir in Bezug auf Kirche und Taufe? dann würden mit einemmale neue Gruppirungen geschaffen werden. Es würden die ehrlichen und aufrichtig beobachtenden und Gott dienenden Leute von rechts und von links die gleichen Resultate finden müssen, und von da aus, also aus der Wahrheit, könnte wohl auch weiter geholfen werden. „Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme!" Zur einfachen Wahrheit könnte auch Geist treten, daß es dann aus Geist und Wahrheit ginge. Man gewinnt vielfach den Eindruck, als gehe vielen um der dogmatischen Stellung willen der einfache, gerade Blick auf Gott verloren, der doch aller Religion Ziel und Inhalt sein sollte. Die Geister von rechts fürchten sich, die Armut ihrer sichtbaren Kirche einzugestehen, und steigern ihre Aussagen von der heutigen Kirche und Taufe solange, bis sie sie in biblische Sprüche hineinidealisirt haben, während die Geister von links solange an der Schrift herumdrücken, bis sie sie ihres göttlichen Gehalts geradeso entleert haben, wie ihre eignen dürftigen Kirchengebilde es sind. Es herrscht beiderseits dogmatische Voreingenommenheit. Und um das streiten sie dann auf Blut und Leben, was doch kaum der Rede wert ist! Mein ehrwürdiger Freund steht ganz rechts und korrekt und wollte mich vor Zweifeln bewahren. Durch seine Ausflüchte hat er sie erweckt. Es sind Zweifel am Dogma von der Kirche und Taufe. Ich zweifle nicht an der Berechtigung der Kirche und Taufe. Ich denke nicht daran, auszutreten oder sie abschaffen zu wollen, aber Gott gilt mir mehr als beides, und wenn der sichtbaren Kirche und der sichtbaren Taufe ihr göttlicher Inhalt mangelt, so frage ich nach beiden nicht viel. Da ich aber sehe, daß Gott sie heute noch trägt, kann ich sie auch tragen und will nicht daran rütteln. Petrus wollte einmal das Taufwasser nicht verwehren, weil er den Taufinhalt sah, Apg. 10, 47. Wenn ich nun diesen nicht sehe, interessirt mich das Wasser an sich nicht so sehr. Es könnte ja sein, daß Kirche wieder einmal würde, was Ecclesia offenbar war, und auch die Taufe würde, was sie war; aber heute ist beides nicht, was es war, und darum zweifle ich am Dogma, der heutigen Lehre darüber. Und wenn das Dogma selbst nicht in äußerster Verlegenheit wäre, hätten wir die Lehre von der unsichtbaren Kirche gar nicht geschaffen. Damit wollen sie einem nur zumuten, an etwas zu glauben, was kaum vorhanden sein dürfte, und das nur, damit das System stehen bleibt.

Wir haben Ernsthafteres zu thun, als dogmatischen Systemen zuliebe zu glauben. Davon und von mehreren dogmatischen Zweifeln ein andermal. y

---

Ueber David Friedrich Strauß

3

Aber Strauß hat eine Reihe historischer Biographien geschrieben: von dem Leben Jesu abgesehen und ebenso von allerhand

kleinen Sachen hat er Hutten, Frischlin, Reimarus, Voltaire biographisch behandelt, und es unterliegt ja keinem Zweifel, daß wir in diesen Arbeiten eine Reihe wohlgelungner historischer Porträts besitzen. Sein Hutten hat die entschiedenste Anerkennung Böckings, des Herausgebers und genauesten Kenners der Schriften des Humanisten, gefunden. Seinem Voltaire zollte man auch in Frankreich vollsten Beifall. Renan schrieb ihm: Votre livre est la vérité même. Trotz alledem urteilt Rümelin, daß die deutsche Geschichtsschreibung Strauß keine Stelle unter ihren Meistern einräumen wird. Es ist nicht schwer zu sagen, warum? Genau aus demselben Grunde, aus dem eine Theorie der Geschichte in seinem Alten und Neuen Glauben fehlen mußte.

Strauß' Leben Jesu ist gar kein Leben Jesu oder mindestens ein sehr dürftiges. Der wirkliche geschichtliche Umriß desselben nimmt 1864 in einem Buch von 632 Seiten nicht ganz 100 in Anspruch. Niemand, der diese Seiten liest, kann sich auch nur entfernt verständlich machen, wie aus dem Mitgeteilten die für uns schlechthin größte geschichtliche Wirkung hervorgegangen ist, niemand sich auch nur ein bloßes Bild davon machen, wie diese Persönlichkeit dazu gekommen ist, die Jahrtausende zu beherrschen. Ueberdies erfuhren wir ja auch, daß nicht Jerusalem, sondern Alexandria die Wiege des Christentums war, und daß nicht die geschichtliche Persönlichkeit, sondern die Mythenbildung seiner Anhänger die neue Religionsstiftung hervorgerufen hat. Mangelte also Strauß nicht das Verständnis für die eigentümliche Größe des Religionsstifters, so jedenfalls die Fähigkeit, einen solchen darzustellen. Oder aber, diese Darstellung lag gar nicht in seiner Absicht, er verfolgte mit seinem Buch ganz andre Ziele als die der Geschichtsschreibung. In beiden Fällen hat diese keine Veranlassung, Strauß' Leben Jesu, das erste oder zweite, unter diejenigen Werke zu zählen, die einen wirklichen Fortschritt ihrer Erkenntnis bezeichnen.

Aber das Interesse des Geschichtsforschers leitet auch sonst nirgends Strauß' Arbeiten. Zum Biographen ist er fast zufällig geworden. Schubarts Briefe fielen in seine Hände. Er hat sie mit meisterhaften Einleitungen versehen, die eine vollständige Lebensbeschreibung bilden. Aber das Interesse an dem Manne und seinen Briefen war in weitgehendstem Maße persönlich bedingt. Er hofft, daß seine Freundin Emilie Siegel in dem Buche wie in einem Zauberspiegel das Schicksal und die Stimmung des Freundes werde sehen können. Und er entschuldigt Vischer gegenüber die Weitläufigkeit seiner Zuthaten damit, daß er sich vor dem eignen Lebensmißgeschick in das fremde flüchtete und sich nun in alle Winkel desselben mit einer Neigung einhauste, die keinen davon preiszugeben sich entschließen mochte. Auf Schubart folgte Märklin. Die Biographie des Freundes war in allem Wesentlichen eine eigne. Spielte aber schon bei der Teilnahme für den Gefangnen auf dem Asperg der Zorn gegen die Pfaffen seine Rolle, so war hier vollends das Werden und Ausreifen des Gegensatzes gegen Theologie, Kirche, Christentum das offne Leitmotiv der Erzählung. Und diese „Tendenz" verläßt Strauß in keiner der spätern größern biographischen Arbeiten. Er wählt seine Helden ausschließlich aus der Zahl der Kämpfer gegen Religion und Kirche. Wie rein subjektiv ist dies Interesse für die Größen der Vergangenheit bedingt! Wie einseitig zugleich und wie parteiisch gefärbt mußte das Geschichtsbild aussehen, das sich in diesem klugen Kopfe festgesetzt hatte!

Allein Strauß ist uns auch den positiven Beweis nicht schuldig geblieben, daß er unfähig war, Andres in der Geschichte zu verstehen und darzustellen, als was seinen subjektiven Erlebnissen entsprach oder ihnen zur Folie dienen konnte. Nach Vollendung des Hutten drängte ihn Gervinus 1857 zu einem Leben Luthers. Ein halbes Jahr hat er sich mit dem Gedanken getragen, sich auch ernstlich mit den Schriften des Reformators beschäftigt. Allein der theologische Geschmack ist ihm zuwider. Hutten ist der äußerste Punkt, bis zu dem er sich der Reformation nähern kann. Er giebt die Arbeit wieder auf. 1866 äußert er sich darüber in den Litterarischen Denkwürdigkeiten — man kann fast dasselbe jetzt auch in den Briefen lesen —:

Ich verehre den großen Befreier mit inniger Dankbarkeit; ich bewundre seine Mannhaftigkeit, seinen überzeugungstreuen Mut; ich fühle mich angezogen durch so manche Züge voller, gesunder Menschlichkeit, die sein Leben wie seine Schriften bieten: aber Eins ist, was mich inn lichst von ihm scheidet, was mir, klar vorgestellt, jeden Gedanken ei biographischen Arbeit über ihn unmöglich macht. Ein Mann, bei d alles von dem Bewußtsein ausgeht, daß er und alle Menschen für grundverdorben, der ewigen Verdammnis verfallen wären, aus der nur durch das Blut Christi und ihren Glauben an dessen Kraft er werden können — ein Mann, dessen Kern dieses Bewußtsein bildet, mir so fremd, so unverständlich, daß ich ihn nie zum Helden einer b graphischen Darstellung wählen könnte. Was ich auch sonst an ihm wundern und lieben möchte: dieses sein innerstes Bewußtsein ist mir abscheulich (widrig, irrationell, scheußlich), daß von Sympathie zwisc mir und ihm, wie sie zwischen einem Biographen und seinem Hel unerläßlich ist, niemals die Rede sein könnte.

Strauß konnte kein Leben Luthers schreiben. Die Zeit in denen die Religion zu einer herrischen Macht im Leben Menschheit wird, waren für den Verfasser des Lebens J Wüsten, in denen ihm kein Quell rauschte. Was aber ble von der Geschichte übrig, wenn man diese Zeiten aus ihr Zusammenhang streicht? Und nicht einmal zu herrschen, n mitzuklingen braucht sie, um Strauß von jeder nähern rührung zurückzuschrecken. Denn warum ist die Biograp Klopstocks nicht zur Ausführung gekommen? Da ist freilich d neue theologische Zorn der sechziger Jahre dazwischengetrete Allein ob die Unmöglichkeit, sich mit dem „Messias" abzufinde nicht dies Fragment doch mit verschuldet hat? Wie glänzer wenn man dies alles übersieht, rechtfertigt sich Ritschls schar Urteil über Strauß' Leben Jesu:

Wollte doch nur jemand, der alle Musik für ein angenehmes G räusch hält, sich der Biographie und Beurteilung von Mozart a nehmen! Das würde der richtige Spiegel für solche atheistische R ligionsgeschichte sein.

Doch wir kehren zum Kultus des neuen Glaubens zurü In ihm hat die Geschichte keine Stelle. Denn in dieser wimm es von Religion, von eigentlicher Religion. Man kann d nicht pietätvoll verehren, was man als das Irrationelle v abscheut. Aber des Irrationellen bleibt auch so noch gen genug in Natur und Menschengeschick. Strauß ist zwar förml erbittert über Schopenhauer und Hartmann. Ihr Pessimism ist ein Attentat auf seinen Glauben, seinen Gott, das Universu Ihre Resultate sind empörend:

Dergleichen Ausfälle wirken auf unsern Verstand als Absurditä auf unser Gefühl als Blasphemien. Es erscheint uns vermessen ruchlos von seiten eines einzelnen Menschenwesens, sich so keck dem aus dem es stammt, von dem es auch das bischen Vernunft hat, es mißbraucht, gegenüberzustellen. Unser Gefühl für das All reag wenn es verletzt wird, geradezu religiös.

Er, so schreibt er von seinem letzten Krankenlager, wurde du seine Leiden selbst in seinem „frommen" Optimismus jeden A bestärkt. Und dringend, fast wie ein Frommer sein Kind Strauß' Werken, sucht dieser seines Freundes Rapp Tochter der Lektüre Schopenhauers zu bewahren. Denn:

Er ist bei all seiner hohen intellektuellen Begabung doch ein wü Mensch, der eine Menge unreiner Stoffe mit sich führt, die in ein w liches Gemüt einzuführen man billig Bedenken trägt. . . . Unter je unreinen Stoffen verstehe ich in erster Linie die grobe Weltunzufrie heit, die nur die Kehrseite der Selbstüberschätzung des Individuums das meint, ihm müßte von Rechts wegen in dieser Hundewelt kein Z mehr weh thun. Wo nun in einem Gemüt eine Ritze oder Spalte Nichtbefriedigung ist — und in welchem wäre keine dergleichen? —, setzt sich das Zeug hinein, und der Kuckuck mag sehen, wie mans wi herausbringt.

Trotzdem: in dieser Welt giebt es des wider den O mismus Streitenden genug. Auch Strauß konnte sich das wohl nicht verbergen. Eben das Irrationelle in der W dem Verstand ein dunkles Rätsel, dem Gefühl eine unertr liche Last, war ja der dankbare Nährboden für die Illusion alten Glaubens gewesen. Einen Augenblick macht auch Str hier Halt. Der Wegfall des Vorsehungsglaubens gehört in That zu den empfindlichsten Einbußen, die mit der Lossag von dem christlichen Kirchenglauben verbunden sind. Aber la läßt sich Strauß von diesem Hemmnis nicht aufhalten. Er f und findet Rettung eben da, wo er den alten Glauben so bi verhöhnt hatte. Nur daß an die Stelle der unbewußten Illus in der sich dieser wiegte, die bewußte tritt, die Strauß Heilmittel für alle Leiden empfiehlt. Aus dem Gewirr der scheinungen flüchtet er in das Asyl der Kunst. Denn in e ihren Zweigen hat diese den Beruf, die aus dem Widers

der Kräfte sich wiederherstellende Harmonie des Universums uns anschauen oder doch ahnen zu lassen.

Ausdrücklich erinnert hier Strauß an die innige Verbindung, die von jeher zwischen Religion und Kunst bestand. Haben wir daher bisher schon von einem Kultus des neuen Glaubens geredet, hier treten wir sein Allerheiligstes. Es soll kein Gegensatz sein: Natur und Kunst. Dichtung und Musik sind die Spiegelbilder des harmonischen Universums. Nur in ihnen wird der beschränkte Mensch jenes unübersehbaren und undurchsichtigen Unendlichen in seiner reinen Vollendung habhaft. Diesen Dichtern lauschen, von diesen Tönen sich wiegen lassen, das ist, kurz gesagt, der Höhepunkt und das Lebensideal des neuen Glaubens. „So leben wir, so wandeln wir beglückt." Wie ernst das gemeint ist, zeigen die beiden Zugaben, in denen der Alte und Neue Glaube abschließt. Sie sind gleichsam nach der Theorie die praktische Kultusordnung, die Strauß seinen Gesinnungsgenossen und Anhängern darreicht. Hier mögen sie lernen, wenn auch der Priester in diesem Heiligtum Niemandes Empfindungsweise meistern will, wie sie mit ihm „unsre großen Dichter" lesen, „unsre großen Musiker" hören sollen. Und wenn die unbarmherzigen Räder der Weltmaschine sie zu zermalmen drohen, hier wird linderndes Oel auf ihre Qualen träufeln, Quellen des Trostes werden sich in ihrem Innern öffnen. Hier löst sich jedes irdische Weh, ja auch alle Flecken sind weggetilgt, die uns sonst mit aller Mühe nicht gelingen will abzuwaschen.

Aber die Kehrseite dieses beglückten Lebens? Wir kennen sie nun doch einigermaßen, die Gemeinde dieses neuen Glaubens. Etwas so ganz Neues, Niedagewesenes ist sie ja wohl nicht. Ich meine, man findet sie, rückwärts blickend, schon in den Tagen der Renaissance, als der Gegensatz von Gebildeten und Ungebildeten die mittelalterlichen Standesunterschiede lockerte und ersetzte, vielleicht auch noch weiterhin in dem Perikleischen Athen, als das Massenelend der Sklaverei der kleinen Schar freier Bürger einen kunstsinnigen Lebensgenuß ermöglichte. Denn wo dieser neue Glaube sein letztes Wort gesprochen hat, da taucht für uns die Frage auf: Was bedeutet das Volk für diesen Glauben? Und was dieser Glaube für das Volk? Was wird aus denen, die weder jenen allgemeinen Kultus des Universums in der Betrachtung der Geheimnisse der Weltentwicklung feiern können, noch dieses trostreiche Oel der Kunst würdigen und gebrauchen können? Denn gewiß, wenn nicht das Verständnis, so würde ihnen doch die Zeit dazu mangeln. Es ist freilich der Mann, der die Gleichnisse vom barmherzigen Samariter, vom reichen Mann und dem armen Lazarus, vom Endgericht gesprochen hat, der uns diese Fragen aufnötigt. Aber in diesen Worten lebt er unter uns ohne den Schleier der Mythen und ohne das Prachtgewand der Dogmen. Ein Glaube, der auf die Frage nach dem Volk keine Antwort hätte, könnte Jesum nimmermehr ablösen wollen. Denn er hätte die Geheimnisse der Menschenwelt nur in dem kleinen Kreise belauscht, dem er zufällig durch Geburt und Erziehung angehört. Wie will er dem Gegner antworten, der ihm vorhielte, daß sein Horizont zu eng, seine Kenntnis zu beschränkt, sein Auge durch Selbstsucht getrübt sei?

Strauß hat die Frage gekannt. Er hat sie auch beantwortet. Er erkennt es rundweg an, was er biete, sei eine Auskunft für Gelehrte, mindestens für Gebildete. Aber lakonisch genug wendet er ein, seine Bibel verstehe ja das Volk auch nicht. Das gegenteilige Urteil sei bloße Einbildung. Und übrigens werden ja mit der Zeit unsre Bauernkinder, wenn palästinensische Geographie und Judengeschichte, unverständliche Glaubenssätze und unverdauliche Sprüche wegfallen, mehr Zeit übrig haben zum Verständnis der Heilswährheiten in Lessings Nathan und Goethes Hermann und Dorothea. Vorläufig freilich ist es noch weit bis dahin. Von einem kleinen, rothaarigen Jungen ließ sich Strauß einmal zur Lurlei führen:

> Ich fragte ihn nach seiner Schule; er sagte mir, er lerne Lesen, Schreiben, Rechnen und Geschichte. Geschichte! sagte ich, ei was! Und was hast du darin schon gehabt? Von der Schöpfung, antwortete er, und vom Paradiese. Du siehst, bis zum Themistokles geht es da noch nicht.

(Schluß folgt) S E

Aus der Geschichte des neutestamentlichen Kanons

2. Die Entstehung einer Urform des Kanons*)

Den ersten Schritt zu einem neutestamentlichen Kanon hin that Justin, der Märthrer. Er ist der Typus jener Männer, durch die das Christentum in die Weltlitteratur eingeführt worden ist, der Apologeten, die ihren Namen davon tragen, daß sie die Religion Christi durch das Mittel griechischer Philosophie vor den Großen ihrer Zeit zu verteidigen unternahmen: das Christentum war ihnen die höchste Philosophie. Justin ist wohl im Jahre 165 zu Rom gestorben. Was sich aus seinen Schriften für unsern Zweck ergiebt, ist demnach ein Zeugnis dafür, wie es in der Mitte des zweiten Jahrhunderts in einer der fortgeschrittensten Gemeinden um einen neutestamentlichen Kanon stand. Denn bei Justin darf zum ersten male von einem solchen die Rede sein. Er stellt nämlich die Schriftwerke der Propheten und die „Denkwürdigkeiten der Apostel", womit die Evangelien gemeint sind, einander gleich: in den Sonntagsgottesdiensten soll die Schriftverlesung entweder aus den Denkwürdigkeiten oder den Propheten stattfinden. Was er selbst aus jenen zitirt, sind zwar fast nur Herrensprüche — auch Justin hat, was er lehrt, von dem Herrn Christus —, aber er findet den Herrn „in schriftlichen Aufzeichnungen der vertrauenswürdigsten Personen; es sind Bücher, die diesen unangreifbaren Kanon in unangreifbarer Form enthalten." Wo Justin aus den Evangelien zitirt, da thut er es mit derselben feierlichen Formel, die er für das Alte Testament anwendet: es steht geschrieben! Zu den Evangelien gehörten ihm wohl Matthäus, Markus und Lukas; freilich läßt die vielfach abweichende Form seiner Jesusworte vermuten, daß er außerdem noch ein uns unbekanntes Evangelium benutzt hat.

Damit sind wir auf der Bahn der Kanonisirung unsrer neutestamentlichen Schriften ein gutes Stück vorwärts gelangt: „Das Evangelium, die frohe Botschaft von der Erlösung durch Jesus Christus, hat sich verdichtet zu einer Anzahl von Evangelien, Urkunden desselben, die an seiner Göttlichkeit teilhaben."

Doch bestand der Kanon Justins nicht nur aus Evangelien. Eine Schrift kommt noch hinzu: die Apokalypse des Johannes. Justin rechnet sie unter „unsre Schriftwerke" und beruft sich auf sie mit derselben Formel, die er beim Alten Testament gebraucht. Auch die andern neutestamentlichen Schriften hat Justin ihrer Mehrzahl nach gekannt; aber er setzt sie jenen nicht gleich, sie sind ihm nicht Gottes Wort, ihre Autorität ist nur abgeleitet.

Mehrere Evangelien und die Apokalypse, das ist die Urform eines neutestamentlichen Kanons, für den uns der Märtyrer Justin ein erster Zeuge ist. Aber es ist bereits angedeutet worden: was für ihn gilt, gilt nicht in gleicher Weise für die in dieser Zeit eben im Werden begriffne allgemeine Kirche überhaupt. Wie man damals anderswo dachte, bezeugt ein Wort des Chiliasten Papias von Hierapolis in Phrygien:

> Wenn irgendwo ein Jünger jener Alten kam, so forschte ich den aus nach den Worten der Alten; was Andreas oder was Petrus gesagt habe, oder Thomas oder Jakobus oder Johannes oder Matthäus oder irgend einer von den Jüngern des Herrn, und was Aristion und der Presbyter Johannes, der Jünger des Herrn, denn sagten. Ich war nämlich der Meinung, daß das aus den Büchern zu Entnehmende mir nicht soviel nütze, wie das von der lebendigen und bleibenden Stimme.

Hier wird also die Tradition von Mund zu Mund weit höher geschätzt als die schriftliche, so hoch, daß von einer kanonischen Geltung der Evangelienschriften am gleichen Orte schwerlich die Rede sein kann. Und wie Papias mögen damals noch viele gedacht haben.

Um etwa dieselbe Zeit wie Justin war der Gnostiker Marcion in Rom thätig (etwa 140 bis 170). Mit diesem merkwürdigen Manne treten wir aus dem Gebiete der Großkirche in das der Härese über. Marcion war ein Mann der Konsequenzen. Er wollte mit dem Christentum als der Religion

*) Der erste Artikel: Die Zeit bis etwa 140 n. Chr., findet sich in Nr. 48 und 49 des vorigen Jahrgangs. Der zweite und dritte werden auch für sich verständlich und von Interesse sein. D H

der Liebe Ernst machen. Er verwarf das Alte Testament: sein Gott, der Weltschöpfer, war nur der Gott der Gerechtigkeit. Ueber diesen stellte er den guten Gott, der Jesus gesandt hatte, um die Menschen von der Herrschaft des Judengottes zu erlösen. Aber nur einer hatte nach seiner Meinung Jesus und sein Evangelium verstanden: Paulus ist der einzige echte Apostel. Dieser Anschauung getreu hat sich Marcion einen Kanon zurechtgemacht: nur was vom Herrn und seinem Apostel stammte, kam für ihn in Betracht, seine „Schrift“ setzte sich zusammen aus Evangelium und Apostel. Aber selbst bei der Gestaltung des ersten dieser beiden Teile wirkte die Vorliebe für Paulus bestimmend mit. Er erwählte zu seinem Evangelium das des Lukas wohl deshalb, weil sein Verfasser seiner Ansicht nach ein Schüler des großen Apostels war. Freilich gab er sich selbst hiermit nicht zufrieden: alles, was an Jüdisches anklang, wurde beseitigt. Zu diesem verstümmelten Lukas fügte Marcion zehn Paulusbriefe, die neun Gemeindeschreiben und Philemon. Das war sein Kanon, die echte neue Schrift im Gegensatz zu der falschen jüdischen des Alten Testaments.

Die Großkirche hat diesen Mann und seine Sekte mit grimmigem Haß verfolgt. Doch aber ist sie den Weg gegangen, den er gewiesen hat, indem sie den Evangelien des Herrn die Schriften seiner Apostel an die Seite gestellt hat. In den Jahrzehnten nach Justin ist in der christlichen Litteratur eine doppelte Tendenz spürbar: der Evangelienkanon wird fester umschrieben, und die Paulinische Briefsammlung wird vollständiger und nähert sich in ihrer Schätzung immer mehr den Evangelien. Aber weder das eine noch das andre ward damals völlig erreicht. Nicht einmal der Umfang des Evangeliums ist gleichmäßig bestimmt, sonst hätte der Apologet Tatian es nicht unternehmen können, aus den vorhandnen Evangelien eine Harmonie herzustellen, die er Diatessaron nannte. Er verfuhr dabei in der Weise, daß er alle Parallelberichte wegließ, Widersprüche ausglich und so eine fortlaufende Erzählung von Jesus herstellte.

Erst um die Wende des zweiten Jahrhunderts gewinnt der Kanon ein andres Aussehen als bei Justin. Es sind die Schriften dreier großen Kirchenväter, aus denen wir das ersehen können: des Bischofs von Lyon, Irenäus (gestorben um 200), des karthagischen Presbyters Tertullian (gestorben um 230) und des alexandrinischen Gelehrten Klemens (gestorben um 220). Irenäus kann als Repräsentant dessen gelten, was man in Rom über die kanonischen Bücher dachte; Tertullian vertritt den Standpunkt Nordafrikas und Klemens den der griechischen Welt. Wo sie übereinstimmen, da ist der Weg, den die Großkirche in dieser Frage zu gehen hatte, festgelegt.

Der Kanon Justins hatte aus Evangelien und der Apokalypse bestanden; aber wahrscheinlich ist mindestens eines seiner Evangelien nicht in unserm Neuen Testament enthalten. In diesem Punkte ist es bei den drei Kirchenvätern, die jetzt unser Interesse in Anspruch nehmen, anders geworden. Es steht für sie fest, daß es vier Evangelien giebt: die Apostel Matthäus und Johannes und die Apostelschüler Markus und Lukas haben sie verfaßt. Darüber herrscht so wenig ein Zweifel, daß dem Irenäus die Vierzahl Anlaß zu allerhand „theosophischen Spielereien“ giebt: er findet sie durch die vier Winde oder Weltgegenden vorgebildet, er hat auch zuerst die vier Gestalten Apokalypse 4,7 mit den Evangelisten kombinirt: Matthäus = Mensch, Lukas = Kalb, Johannes = Löwe und Markus = Adler, nicht ganz so, wie es uns jetzt geläufig ist. Beweis dafür, daß die vier Evangelien den gleichen Wert wie das Alte Testament haben, ist auch hier wieder die Art, wie aus ihnen zitirt wird: ihre Worte sind Worte der Schrift. Klemens unterscheidet sogar „die uns überlieferten Evangelien“ ausdrücklich von dem unzuverlässigen Aegypterevangelium. So ist, was bei dem Märtyrer Justin noch der festumrissenen Bestimmtheit entbehrte, nun zum klaren Abschluß gebracht.

Das ist das Eine. In dem andern Punkte knüpft die Weiterentwicklung an des Marcion Versuch der Kanonisirung Paulinischer Briefe an. Den Evangelien treten die Schriften der Apostel zur Seite, und wie man das Alte Testament „Gesetz und Propheten“ nannte, so brauchte man für das Neue die Doppelbenennung „Evangelium und Apostel.“

Freilich ist der zweite Teil des Kanons jetzt ebenso weni[g] fest umgrenzt, wie es bei Justin der erste war. Uebereinstim[-] mung herrscht nur in Betreff folgender Schriften: Apostelgeschicht[e,] Apokalypse, dreizehn Paulusbriefe, 1. Petr. und 1. Joh. Uebe[r] alle andern ist das Urteil noch schwankend: der eine rechne[t] diese, der andre jene Schriften außer den genannten zum zweite[n] Teil des Neuen Testaments. Bemerkenswert ist im Hinbli[ck] auf die weitere Entwicklung, daß nur der Orientale Klemen[s] den Hebräerbrief zum Kanon rechnet, während die Occidentale[n] Irenäus und Tertullian ihn zwar kennen, aber nicht als Be[-] standteil der Schrift betrachten. Tertullian zitirt ihn als eine[n] Brief des uns aus der Apostelgeschichte bekannten Barnabas.

Eine wertvolle Bestätigung und Ergänzung zu dem bis[-] herigen Ergebnis liefert ein eigentümliches Schriftstück, es i[st] das sogenannte Muratorianum. Den Namen trägt es seine[m] Herausgeber zu Ehren: L. A. Muratori, Bibliothekar in Ma[i-] land, hat es 1740 veröffentlicht. Sein Verfasser bleibt seine[s] grausamen Lateins wegen am besten unbekannt. Das Schriftstü[ck] ist fünfundachtzig Zeilen lang und stammt aus einem um 70[0] geschriebnen Kodex. Aus einer Bemerkung läßt sich über Ze[it] und Ort seiner Abfassung Folgendes mit ziemlicher Sicherhe[it] folgern: es ist eher vor als nach 200 geschrieben, und zw[ar] von einem Manne, der der römischen Gemeinde sehr nahe stan[d.] Es ist ein Fragment; sein Anfang fällt mitten in einen Sa[tz] über Markus, sicherlich ist dem ein Wort über Matthäu[s] vorhergegangen. Die vier Evangelien werden zusammen fi[ür] sich behandelt, dann folgen Apostelgeschichte, dreizehn Paulu[s-] briefe, Judas, 1. u. 2. Johannes, Apokalypse Johannis un[d] Apokalypse Petri. Daß der erste Petrusbrief fehlt, muß a[uf] einem Versehen beruhen; von der Petrusapokalypse wird gesag[t,] sie werde nicht allgemein zum Vorlesen zugelassen.

Die Wichtigkeit und der Wert des Muratorischen Fragment[es] liegt hierin: es liefert uns den Beweis, daß in den großen we[st-] lichen Kirchen um 200 wirklich ein Neues Testament vorhande[n] ist; es bestand aus zwei Teilen: 1. aus den vier Evangeli[en] und 2. aus apostolischen Schriften, unter denen sicher Hebräe[r,] 2. Petrus und Jakobus fehlten.

Der neutestamentliche Kanon ist in seiner Grundform [in] der Zeit von 140 bis 200 geschaffen worden, d. h. in der Ze[it,] da die katholische Kirche sich zu bilden begann. Er ist nur a[ls] ihr Werk zu begreifen. Aber doch wäre die weitgehende Gleic[h-] mäßigkeit in der Auswahl der Schriften unverständlich, „wen[n] die allgemeinen Verhältnisse nicht allerwärts die Entscheidun[g] in die gleiche Richtung gedrängt und gleichartige Gesichtspunk[te] für die Kanonisirung hier wie dort gegeben hätte.“ Es fra[gt] sich nun, welches die Motive waren, weswegen sich die Kirc[he] gerade damals ihren Kanon schuf.

Die Antwort, die von den gleichzeitigen Vertretern d[er] Kirche auf jene Frage gegeben wird, beweist nur, daß die R[e-] flexion über Grundsätze, nach denen der Kanon gebildet se[in] konnte, erst eintrat, als das Neue Testament bereits dawar. S[o-] wohl das Muratorianum als die Kirchenväter möchten am liebst[en] als alleiniges Prinzip für die Kanonisirung eines Buches sei[ne] Apostolizität hinstellen. Allein da das angesichts Markus, Luk[as] und Apostelgeschichte nicht wohl anging, so werden allerl[ei] andre Gründe, die die absolute Geltung jenes Prinzips aufhebe[n,] hinzugefügt: bald ist es die unbedingte Glaubwürdigkeit d[er] Augenzeugen oder des Schülers von einem solchen, bald d[ie] Uebereinstimmung mit der allgemein anerkannten Tradition. S[o] wird man sagen dürfen: die Kirche hat ihren Kanon unbewu[ßt] geschaffen.

Für uns sind die Gründe, die denen nicht zum Bewußtse[in] kommen konnten, die selbst an der Arbeit beteiligt waren, eh[er] erkennbar, weil wir den Vorgang als Ganzes überblicken könne[n.] Es sind wesentlich folgende: 1. Je mehr der Enthusiasmus u[nd] die religiöse Produktivität der ersten Zeit schwand, um so kramp[f-] hafter klammerte man sich in dem Gefühle davon an das, w[as] man in der Form von Schriften aus jener Zeit besaß, um [so] stärker wurde die Neigung, alles Neue hieran zu messen, dara[us] eine Richtschnur, einen Kanon zu machen. Dabei mußte sich d[er] Unterschied zwischen den alten und etwa neuauftretenden Schrift[en] je länger desto deutlicher aufdrängen. Wo ein Autor nicht e[-]

postolischer Augenzeuge oder Schüler eines solchen erweisbar ar, da wurden seine Schriften bewußt von jeder gottesdienstlichen enutzung ausgeschlossen. Dazu kommt 2. das apologetische Bedürf-s: man mußte Dokumente haben, um aus ihnen die Gegner über eist und Wesen der neuen Religion zu belehren. Dazu enügte der Hinweis auf das jüdische Alte Testament nicht, man edurfte authentischer Schriftstücke, die in unmittelbarem Zu-mmenhang mit den höchsten christlichen Autoritäten standen, it Christus und durch ihn mit Gott. So sind aus den Vor-lesungsbüchern kanonische Bücher geworden. Die Kirche verfuhr abei durchaus konservativ, denn sie sanktionirte nur, was sie ereits als mit hoher Geltung umgeben vorfand. „Der Urkanon t im wesentlichen eine Kodifizirung und Legalisirung des Her-kömmlichen. Was in den führenden Gemeinden . . . von christ-cher Litteratur in den letzten Jahrzehnten sonntäglich zur Er-auung gedient hatte, das bezeichnete und behandelte man nach iner Weile als göttliche Schrift."

Aufgabe der folgenden Epoche war es, die Verschieden-eiten, die in der Kirche hinsichtlich der Zahl der neuen kanonischen Bücher existirten, zu beseitigen und dafür zu sorgen, daß der postolische Nachlaß vollständig in den Kanon aufgenommen vurde. E Tn

Gruppirter Kirchenbau

Baurat March gehört zu den Meistern, deren Urteil über en evangelischen Kirchenbau von der größten Bedeutung ist. Er hat sich diese Bedeutung dadurch erworben, daß er von iesem religiösem Interesse sich leiten und infolge davon das Bedürfnis der Gemeinde stets an die erste, die Wünsche des Künstlers erst an die zweite Stelle treten läßt. Seine neuste Schrift über den evangelischen Kirchenbau*) verdient ganz be-sondre Beachtung. Sie faßt auf wenigen Seiten fast alles zu-sammen, was über diese wichtige Frage unsrer Kirche zu sagen ist. Wo die wirkliche Lösung eines schweren Problems gefunden ist, da kann man kurz sein. Dazu ist in dem bekannten Werke von Fritsch,**) an das man nicht oft genug erinnern kann, jetzt klar und instruktiv alles zusammengefaßt, was aus der Geschichte des evangelischen Kirchenbaues zu lernen ist.

March geht von der Erfahrung aus, daß unsre neuen Kirchenbauten zuerst ein gewisses Interesse erwecken, dann aber sehr bald der Vergessenheit verfallen, wie Fremdlinge in unsern Städten stehen und zu dem Gedanken veranlassen, daß auch die Religion uns fremd geworden sei. Das ist vollkommen richtig. Die meisten unsrer neuen Kirchen wirken erkältend. Sie schrecken eher vom Kirchenbesuch ab, als daß sie zu ihm einladen.

Wie kommt das? Die nächste Antwort ist die: unser Kirchenbau ist zu sehr bestimmt durch den des Mittelalters. Unser Christentum ist ein andres geworden; es kann sich daher in mittelalterlich gedachten Kirchen nicht mehr heimisch fühlen. Dem Katholizismus kam es darauf an, durch „Bauwerke von übermenschlichem Maßstabe in dem Eintretenden das Gefühl eigner Kleinheit und Heilsbedürftigkeit, eine weltflüchtige Sehn-sucht nach dem Ueberirdischen und gleichzeitig das Vertrauen auf die zum sichtbarsten Ausdruck gebrachte Macht der Kirche und ihrer Heilsmittel hervorzurufen." Die Bedeutung, die wir der Predigt beilegen, zwingt uns, den „übermenschlichen Maß-stab" aufzugeben. Behalten wir in den kleinern Verhältnissen, die für uns notwendig sind, die für größere in das Leben ge-rufnen Bauformen bei, so verlieren wir uns in „das Reizende und Niedliche," das eine kirchliche Stimmung nicht hervorrufen kann, das Kunstgefühl im Volke schädigen muß und immer ein Zeichen „absteigender, willkürlicher, nicht notwendiger Kunst" ist.

*) Unsre Kirchen und gruppirter Bau bei Kirchen, von Otto March, königlichem Baurat (Charlottenburg, Sophienstraße 2b). Berlin, Wilhelm Ernst u. Sohn. 24 Seiten Text in Quart und 10 Ab-bildungen.

**) Der Kirchenbau des Protestantismus von der Re-formation bis zur Gegenwart, herausgegeben von der Ver-einigung Berliner Architekten (Redaktion von Fritsch). Berlin, Ernst Töche, 1893.

Ich will das einmal in einer Weise ausdrücken, für die March nicht verantwortlich ist. Es giebt unter Katholiken und Protestanten Kreise, die auf dem geschichtlichen Wege das gesetz-liche Christentum des Mittelalters oder der evangelischen Ortho-doxie des siebzehnten Jahrhunderts sich angeeignet haben, und denen es voller Ernst damit ist. Sie können einen andern Kirchenbau sich nicht denken als den formalistischen des Mittel-alters, mag er in dem „übermenschlichen Maßstabe" auftreten, der dem Katholizismus entspricht, oder in dem verkürzten, der für protestantische Kirchen nicht zu entbehren ist. Das Christentum aber, das, abgesehen von jenen Kreisen, die wir achten, in unserm Volke lebt, ist ein andres. Es ist das der Bergpredigt, der Gleichnisse, der ganzen Person Jesu, die — Gott sei Dank — von unsrer Zeit tiefer und mit mehr Liebe als von jeder andern erfaßt wird. Zu diesem Christentum steht der formalistische Kirchenbau, namentlich der gotischen Zeit, im schärfsten Gegensatz. Wer dies Christentum in seinem Herzen trägt, der fühlt sich von vielen unsrer neuern Kirchenbauten einfach verletzt. Er wünscht, daß es nun endlich genug sei des grausamen Spiels.

Wie aber soll es anders werden? Wo ist das zwingende Motiv, das stark genug ist, von dieser Erstarrung uns zu er-lösen? Der Kampf gegen die Gotik, die Bevorzugung der modernen Baustile thut es nicht. Auch in modernen Formen ist erkältend gebaut worden. Das beweist manche Jesuitenkirche und manche protestantische Nachahmung dieser Bauweise. Die großen protestantischen Baumeister, vor allem Georg Bähr,*) sind ihre eignen Wege gegangen. Sie haben wirklich mit An-dacht und mit dem Herzen gebaut. Ihre Werke erwärmen uns wirklich. Wir dürfen nicht hinter sie zurück; aber wir müssen über sie hinaus. So gewaltige Monumentalbauten wie die Frauenkirche entsprechen einer Zeit, in der gleichsam der Pro-testantismus zuerst die Sicherheit seines Bestehens zum Aus-druck bringen mußte. Sie entsprechen der Zeit, in der er auch den Staat beherrschte, freilich — um kirchlich selbst vom Staat beherrscht zu werden. Diese Zeit ist vorüber. Wir brauchen viele Kirchen und hemmen nur die Entwicklung des kirchlichen Lebens, wenn wir durch teure Monumentalbauten unsre Mittel erschöpfen.

Was also ist die Lösung des Rätsels? Das „Gemeinde-haus." Jede Kirche soll das gesamte in der Gemeinde pul-sirende Leben in sich sammeln und es abspiegeln. Daß unsre Kirchen nichts sind als der eine gottesdienstliche Raum der Ge-meinde, das giebt ihnen das Gepräge des Erkältenden. Es freut mich, daß March diesen Gedanken, den ich wiederholt schon ausgesprochen habe, so klar, so geistvoll und in seinem ganzen Umfange vertritt. Er ist das bedeutende neue Moment im protestantischen Kirchenbau, das nur zu lange unbeachtet ge-blieben ist, und für dessen Wahrheit selbst der Katholizismus, dem es doch wesentlich fremd ist, Zeugnis ablegt. Der Katho-lizismus kennt eigentlich keine Gemeinde. Die Persönlichkeit des Christen, also auch die Gesamtpersönlichkeit der Gemeinde, ist ihm keine Offenbarung Gottes, kein Gnadenmittel. In der Kirche findet nur eine Beziehung des Einzelnen zum Priester, seinem Opfer, seinen Sakramenten, statt. Die Gemeinde ent-steht nur zufällig, indem eben zufällig viele Einzelne in der Kirche den Priester suchen. Unter einander stehen sie in keiner Beziehung. Eine Priesterkirche ist nur eine überwölbte Halle für eine Volksversammlung, „ein überbrückter Markt." Die Mönchskonvente waren die einzigen Gemeinden des Mittelalters. In den Klosterbauten, nicht in den Pfarrkirchen des Katho-lizismus hätten wir unsre Vorbilder sehen müssen, wenn wir deren bedurften. Und wie traulich, innig, frei von hierarchischer Kälte sind oft die Klosteranlagen. Wie traulich ist oft sogar der Eindruck eines Doms, wenn um ihn die Wohnungen der

*) Es möge auch hier die Legende über das Ende dieses größten protestantischen Kirchenbaumeisters abgethan werden. Man glaubte bis-her, Bähr sei, ermattet von den Sorgen um seine Frauenkirche und von den Quälereien seiner Feinde, durch einen Sturz vom Gerüst seiner be-rühmtesten Kirche unfreiwillig oder gar freiwillig gestorben. Herr Rats-archivar Dr. Richter in Dresden hat aber eine amtliche Nachricht auf-gefunden, nach der Bähr an „Steckfl. und Verzehrung" friedlich in seinem Hause gestorben ist. Dresdner Geschichtsblätter 1896, Nr. 4.

Chorherren sich gruppiren. Der gottesdienstliche Raum muß bei unsern Kirchen das Allerheiligste inmitten einer Gruppe von Räumen werden, die alle dem Leben der Gemeinde dienen. Viele Gemeinden bauen jetzt außer den Kirchen sich Gemeindehäuser. Warum nicht diese mit jenen verschmelzen? Sind nicht jene ohne diese Blüten ohne Blumen, diese ohne jene Blumen ohne Blüte? Scheiden sich denn bei uns noch Priester und Laien, scheidet sich Profan und Kirchlich? Soll nicht alles Leben bei uns göttlich, vor allem jeder Dienst an der Gemeinde ein Gottesdienst sein? Nimmt denn jemand daran Anstoß, wenn in einem Vereinshause der Innern Mission der Betsaal umfaßt ist von einer großen Anzahl von Räumen, in denen man auch am Bau des Gottesreiches arbeitet? March hat den richtigen Punkt bezeichnet, an dem die Umwandlung unsers Kirchenbaues einsetzen muß, wenn die Erbauung der kalten, starren Burgen eines formalistischen und oft doch mit dem Formalismus spielenden Christentums aufhören soll. Eine Kirche, wie March sie sich denkt, wird jeden, der sie sieht, anziehen. Sie wird ihm sagen, daß hier ein Quell der Liebe Christi ist, die in all unsre Adern sich ergießen soll. Sie wird ihm sagen, daß es sich hier nicht um die Vertretung eines Lehrgesetzes handelt.

Hier sind nun die mannichfaltigsten Lösungen möglich, je nachdem das Leben der einzelnen Gemeinde ein vielgestaltiges ist. Jedenfalls sind Räume für den Konfirmandenunterricht, für die Sitzungen des Kirchenvorstandes, für Familienabende notwendig. Wo die Gemeinde groß ist, wird mindestens ein Raum für die Gottesdienste unentbehrlich sein, zu denen nur ein Teil der Gemeinde sich versammelt, vielleicht für Taufen, Trauungen und geschichtliche Gottesdienste; jedenfalls aber für Kindergottesdienste und für die für Konfirmanden und Konfirmirte bestimmten Gottesdienste. Damit die Gemeinde nur an eine Stätte sich zu wenden braucht, können mit der Kirche die Wohnungen der Geistlichen und der Diakonissinnen und die Räume verbunden werden, die für die Liebesthätigkeit der Gemeinde notwendig sind. Es wird dabei leicht sein, manche Nebenräume, die dazu schicklich sind, so anzuordnen, daß durch sie an den Tagen des stärksten Kirchenbesuchs der eigentliche gottesdienstliche Raum vergrößert werden kann. Durch anschauliche Zeichnungen, von denen einzelne bereits ausgeführt sind, liefert March den Beweis, wie lebendig und zweckmäßig von seinem Grundgedanken aus der Kirchenbau zu gestalten ist. „Dem neuerwachten Streben nach wahrhaftigerer Charakteristik will es nicht mehr in den Sinn, warum ein mannichfacher lebendiger Organismus so häufig der starren Vierteilung durch die Reißschiene erliegen soll und kaltblütig in die pathetische Schablone achsenmäßiger Anordnung gezwängt wird." Lebensvolle, das gesamte Leben der Gemeinde abspiegelnde und in dies Leben hineinziehende Kirchen zu bauen, darauf kommt es an. Die Stilfrage ist dabei untergeordnet. Jedenfalls aber ist es falsch, durch Anwendung eines uns fremd gewordnen Baustils wie durch eine äußerliche Etikette zu sagen: Dies Haus ist eine Kirche.

Der Gedanke, auf den es March ankommt, ist also dieser: Der Gottesdienst ist nur eine der vielen Funktionen im Leben einer evangelischen Gemeinde; man darf ihn daher auch im Kirchenbau nicht isoliren; thut man es doch, so erhält man die schematischen Bauwerke, die auch zum Gottesdienste nicht einladen, sondern von ihm abschrecken.

Aber auch über die Gestaltung des gottesdienstlichen Raumes selbst finden sich bei March klare, geistvolle Gedanken. Er bewundert die katholischen Dome, die ihrem, für uns freilich nicht mehr vorhandnen Zwecke vollkommen entsprechen. Der den Laien entrückte Altar ist in ihnen die Hauptsache, der Ausgangs- und Zielpunkt der ganzen Anlage. Für den Protestanten ist das gesprochne Wort der Mittelpunkt des Gottesdienstes. Klar und bestimmt haben die Reformirten erkannt, daß eine Zweiteilung des Raumes protestantischen Grundsätzen widerspricht, daß die Kanzel in der Hauptachse der Kirche anzubringen ist, und daß die Orgel hinter die Kanzel gehört, damit nicht die besten Plätze der Kanzel gegenüber der Gemeinde entzogen werden. Altäre sind unmöglich, wo es kein Opfer giebt. Der Abendmahlstisch muß vor der Kanzel seine Stellung haben. Der einheitlichen Gestaltung widerstrebt „die

Zweiheit des lutherischen Kirchenraumes, in dem sich Kan
und Altar mit annähernd gleichem Recht um den Vorra
streiten." „Der Rivalismus, in den sich die Lutheraner
den vom Katholizismus bereits zu völliger Reife gebrach
Baugedanken setzen, muß geeignet sein, ihre Fähigkeit, sich e
eigne Formensprache zu schaffen, in mannichfacher Weise zu
einträchtigen und dabei lähmend von andern und höhe
Zielen abzulenken." Das sind goldne Worte, die ohne Zwei
auch unserm Verfasser den Vorwurf zuziehen werden, daß
zu den „Protestanten," d. h. zu denen gehöre, die den eva
gelischen Glauben zerstören. Er wird aber, wie wir Ande
wohl überzeugt sein, daß diese Kampfesweise die Verirru
in der sich die Vertreter unsers Luthertums befinden, o
unser Zuthun mehr und mehr an den Tag bringen wer
Meinerseits bleibe ich dabei,*) daß dem Tisch der Gemein
bald das für den Redner notwendige Pult hinzuzufügen
bald die Tauf- oder die Abendmahlsgeräte auf ihn zu stellen si
daß die Einheitlichkeit des von uns darzubietenden Heilsgu
dadurch zum Ausdruck zu bringen und die Gemeinde, obw
sie immer dieselbe bleibt, bald als Predigt-, bald als Ta
oder Abendmahlsgemeinde, bald, wenn nichts zum Tisch hin
gefügt wird, als Gemeinde des Gebets zu charakterisiren
Bricht endlich die Erkenntnis sich Bahn, daß nicht tote Din
nicht Brot und Wein, sondern lebendige Persönlichkeiten
Mittel sind, durch die der persönliche Erlöser und der pers
liche Gott sich mitteilt, dann werden die lutherischen Absond
lichkeiten schwinden, der lutherische Geist in seiner Kraft u
Innigkeit aber wird, wie in der Brüdergemeinde, sich
so intensiver entfalten.

Aber was ist der gottesdienstliche Raum, er mag so er
und schön gestaltet werden, als man will, wenn er nichts d
bietet als den Tisch des Herrn, die Plätze der Gemeinde
Schiff und etwa die Emporen? Ist er nicht eben nur
leerer Raum? Auf diese Frage giebt March die treffen
Antwort: Ja, das ist er, und das soll er sein; denn er
keine selbständige Bedeutung wie ein katholischer Dom; er
eben nur das Gewand für die Gemeinde. Seine Schönh
empfängt er durch die versammelte Gemeinde. Sie ist es n
protestantischen Grundsätzen, die den Eintretenden in der Kir
erbauen soll. Der Protestant wird daher nie in die le
Kirche gehen, um da zu beten. Nicht in ihr, in den lebe
digen Herzen findet er den lebendigen Gott. Die Gemein
schön zu gruppiren, das ist eine der wesentlichsten Aufgab
des protestantischen Kirchenbaumeisters; denn durch die G
meinde wirkt ein protestantischer gottesdienstlicher Raum
deutend. In wie schönen Linien hat Bähr da, wo er n
seinem Herzen bauen konnte, die Plätze der Gemeindemitglie
angeordnet. Die alberne Rede: wie sind doch die protesta
tischen Kirchen so kahl im Vergleich zu den katholischen,
nur mit dem Worte zu beantworten: mit sehenden Aug
sehen sie nicht. Sie sehen das Köstlichste nicht, was
Protestant nächst Gott und seinem Erlöser hat, seine Gemein
die Trägerin des heiligen Geistes. Ich muß noch in ein
Schulsaal — in der Kirche ist keine Zeit — meine geschi
lichen Gottesdienste halten. Ich beschreibe da der versammel
Gemeinde z. B., wie die Liebe Christum zu den Armen zog,
er so ernst und doch so mild über die Menschen urteilte, wie
das Ideal der Vollkommenheit und seinen Gottesglauben ih
enthüllte. Da läßt sich niemand eins der Worte Jesu entgeh
Die Gemeinde ist so andächtig, daß man das fallende Bl
hören würde. Da wird der schlichte Schulsaal in der T
zu einer Stätte, an der man die Nähe Gottes empfindet.
von merkt man nichts in einem stolzen katholischen Dom, we
die einen kommen, die andern gehen, die einen so, die and
so stehen und in ihren Gebetbüchern lesen. Ja das zerst
nur die Andacht, es ist unerträglich trotz des imposanten Ba
Und ebenso unerträglich ist es, wenn vor so zerstreu
Menschen in einer modernen katholischen Prunkkirche der Prie
während der Messe mit immer neuen Gewändern sich beklei
läßt, damit der Prunk höher und höher steige.

---

*) Vgl. Christliche Welt 1894, Sp. 593—597.

Das sind die Grundgedanken unsrer köstlichen Schrift. ur sie wollte ich bieten. Ich will die Lektüre der Schrift icht entbehrlich machen. Ich fordere zu ihr auf. Man wird berrascht sein über die Fülle der feinen und tiefen Gedanken, e sie enthält, und die nur dem sich darbieten, der unsre rage nicht bloß als Künstler, sondern auch als wahrer Christ das Auge faßt. Möge unsre Schrift dazu mithelfen, daß r Bau der teuern, starren, nachgerade unerträglich geordnen Diminutivdome für unsre Gemeinden aufhöre und ner lebensvolleren Erfassung der schönen Aufgabe des Kirchenues Platz mache. E Sulze

Ein katholisches Gebet

Das Flugblatt, dessen Text wir in der Uebersetzung unten iedergeben, ist am Eingang zur Klosterkirche von S. Onofrio Rom käuflich zu haben. Es ist uns unbekannt, inwieweit ie geistlichen Oberen, die hier kompetent sein würden, sich um nen Kleinhandel kümmern oder nicht kümmern, der dort wie n so vielen andern italienischen Kirchenthüren in allen mögchen Devotionalien und so auch in den unglaublichsten Schrifterken getrieben wird. Immerhin ist es der Erwähnung wert, aß das Kloster S. Onofrio kaum eine Viertelmeile Weges von er Peterskirche und vom Vatikan entfernt liegt.

Um des weitgehenden Einflusses gewahr zu werden, den m italienischen Volksleben der Klerus unter den gegenwärtigen olitischen und sozialen Verhältnissen ausübt, dafür bedarf es n Ort und Stelle keiner besondern Beobachtungsgabe — trotz llen Redensarten der einheimischen radikalen Presse, die davon ichts wissen will. Es kostet auch nicht viel Mühe, zu erennen, wie der Stuhl Petri trotz der „Gefangenschaft“ im Vatikan, die ja vorläufig noch nicht aufgegeben wird, nicht nur n Rom, sondern im ganzen Lande eine Popularität besitzt, um ie ihn selbst das königliche Haus Savoyen beneiden könnte. Im Zusammenhang aber mit dem hier abgedruckten Flugblatt ist es ehrreich, von Kennern der einheimischen Verhältnisse zu hören, aß eben diese Machtstellung der Kirche zu einem guten Teil uf der Kaltblütigkeit beruht, mit der sie den Glauben und, schlimmer noch, den Aberglauben des naiven Volksgemüts ihren Zwecken dienstbar zu machen versteht.

Und nun der Text der

Abschrift eines Gebetes,
das sich im allerheiligsten Grabe unsers Herrn Jesu Christi in Jerusalem gefunden hat.

Dieses Gebetstück haben S. Heiligkeit und der Kaiser Karl V. in ihren Hauskapellen in einem silbernen Schrein verwahrt.

Die heilige Elisabeth, Königin von Ungarn, die heilige Mathilde und die heilige Brigitte gaben sich, in dem Wunsche, Genaueres über das Leiden und Sterben Jesu Christi in Erfahrung zu bringen, besondern Gebetsübungen hin. Da erschien ihnen Jesus Christus, redete mit ihnen und sprach:

„Ihr meine geliebten Dienerinnen, wisset, daß damals der Kriegsleute 125 waren, und zwar 23, die mich gebunden von dannen führten, 33, die das Urteil vollstreckten, und 30 die Zahl der Faustschläge, die sie mir aufs Haupt versetzten. Als man mich im Garten griff und vom Boden aufhob, erhielt ich 105 Fußtritte, 168 Backenstreiche und Schläge auf die Brust und 80 Hiebe auf die Schultern; mit Stricken und an den Haaren bin ich 23 mal geschleift worden, 30 mal haben sie mir ins Gesicht gespieen, und 6666 mal haben sie mich geschlagen; 100 Wunden hatte ich am Körper, und 110 Löcher im Kopf. Am Kreuz gab man mir den Todesstoß; zwei Stunden lang war ich an den Haaren aufgehängt, und in kurzer Zeit habe ich 129 Seufzer gethan; am Bart gezogen und gezerrt wurde ich 23 mal, ich hatte 100 Dornenstiche am Haupt, wovon 3 auf der Stirn mich tötlich verwundeten; im ganzen trug ich 1000 Wunden davon.

„508 Kriegsleute geleiteten mich zum Kalvarienberge, wovon 3 mich führten, und 28 830 Blutstropfen habe ich da vergossen.

„Wer jeden Tag 7 Paternoster und 7 Avemaria betet und das 15 Jahre lang ohne Unterlaß, um die Zahl der Blutstropfen voll zu machen, die ich vergoß, und wer als ein frommer Christ sein Leben führt, dem werden von mir fünf Gnadenerweise zu teil:

„Erstens: Vollkommner Ablaß (Indulgenza plenaria) und Vergebung aller seiner Sünden.

„Zweitens: Befreiung von den Strafen des Fegefeuers.

„Drittens: Besagte Gebetsfrist soll für voll gelten, auch wenn der Betreffende stirbt, ehe 15 Jahre um sind.

„Viertens: Es wird ihm das Verdienst eines Märtyrers beigelegt werden, als hätte er sein Blut für den heiligen Glauben verspritzt.

„Fünftens: Ich will vom Himmel herabschauen und seine Seele zu mir nehmen, und nicht nur seine, sondern auch die Seelen seiner Eltern und Voreltern bis ins vierte Glied.“

Frommer Ueberlieferung zufolge wird, wer dieses Gebet bei sich trägt, den Tod weder durch Ertrinken, noch auf sonst eine qualvolle Weise, noch auch unvorbereitet erleiden; er wird von der Pest und ihren Pfeilen verschont bleiben, er wird nicht ungebeichtet sterben; er wird seinen Feinden entgehen, ingleichen der Gewalt des Richters und allen denen, die ihm übel wollen oder falsches Zeugnis wider ihn ablegen; ferner, wenn eine Frau an einer schweren Geburt darniederliegt, so braucht man ihr nur dies Gebet unter den Rücken zu legen, und alsbald wird ihre Niederkunft erfolgen, und sie wird aller Gefahr enthoben sein. Kein Verrat noch irgend eine andre Schandthat wird in einem Hause geschehen, wo man dies Gebetstück aufbewahrt, und wer es über sich hängen hat, wird 40 Tage vor seinem Absterben die allerseligste Jungfrau Maria zu sehen bekommen, wie es der heilige Papst Gregor gesagt hat. Und auch wer dieses Blatt nicht lesen kann, soll doch aller seiner Wirkungen teilhaftig sein.

Darunter befindet sich das Bild eines Schädels, der über zwei gekreuzten Totenbeinen liegt, ähnlich wie es unsre Apotheker zur Warnung auf Gläsern und Dosen anbringen, die schädliche Substanzen enthalten, und zum Schluß die folgende Geschichte:

Einst stieß ein Schiffshauptmann, als er sich auf der Fahrt befand, auf den vom Rumpfe abgetrennten Kopf eines Menschen. Und der Kopf begann zu sprechen und sagte: „Du gehst ja doch, o Fremdling, nach Barcelona, so bring mir einen Beichtiger von dort, der meine Beichte höre, denn schon drei Tage sind es, daß Räuber und Mörder mich erschlagen haben, und ich kann nicht sterben, bevor ich gebeichtet habe.“ Man brachte einen Priester zur Stelle, dem beichtete das noch lebende Haupt, und nachdem es darauf seinen letzten Seufzer gethan, da fand man an ihm haftend — ein Exemplar des obigen Gebetes. H Wzs

Harriet Beecher-Stowe

1

Als vor einigen Monaten die Kunde von Mrs. Beecher-Stowes Tode nach Deutschland kam, wußten vielleicht auch unter unsern Lesern im Augenblick nicht alle, wer das gewesen sei. Und doch kannten sie sie alle, so gewiß sie in ihrer Jugend einmal ihre weltbekannte Erzählung „Onkel Toms Hütte“ gelesen hatten. Aber möglicherweise kam es ihnen damals nicht so zum Bewußtsein, welche kulturgeschichtliche Bedeutung das Buch gehabt hat; wahrscheinlich hörten sie auch damals noch nichts von der Persönlichkeit und sonstigen Schriftstellerei seiner Verfasserin, die doch gerade auch für uns des Anziehenden genug bietet.

Harriet Elisabeth Beecher wurde am 14. Juni 1812 als Tochter des gelehrten kalvinistischen Geistlichen D. Lyman Beecher in Litchfield, Conn., geboren. Zuerst hier, dann in Hartford erhielt sie ihre Schulbildung und studirte neben Walter Scott und Byron besonders Bischof Butlers Analogy, eine bekannte Apologetik, und Baxters Saints' Rest, ein weitverbreitetes Erbauungsbuch, von dem sie selbst einmal sagt:

Ich kenne kein Buch, das mich mächtiger ergriffen hätte. Wenn ich auf der Straße ging, wünschte ich oft, sie möchte unter mir versinken, wenn ich mich nur im Himmel wiederfände.

Im Jahre 1832 siedelte sie mit ihrer Familie nach Cincinnati über und gründete hier mit ihrer Schwester The Western Female Institute. Ein Jahr darauf erschien ihre erste litterarische Arbeit, eine Geographie für Schulen. Dann folgte eine Erzählung, Uncle Lot betitelt, für die sie fünfzig Dollar erhielt; kleinere Arbeiten las sie zuerst in dem Semikolonklub vor, dem sie als eifriges Mitglied angehörte. 1836 heiratete sie Professor Stowe, dessen erste Frau ihre beste Freundin gewesen war, fuhr aber fort, schriftstellerisch thätig zu sein, teils für ihres Bruders, des berühmten Predigers Henry Ward Beechers Zeitung, teils für andre Blätter. Nach vierzehn Jahren wurde ihr Mann an das Bowdoin College berufen und siedelte daher mit den Seinen nach Brunswick in Maine über, wo „Onkel Toms Hütte“ entstand. Später besuchte sie mehrfach Europa und zog sich endlich nach ihres Mannes Tode wieder nach Hartford zurück, wo sie am 1. Juli vorigen Jahres gestorben ist. Bereits zehn Jahre früher hatte sie Folgendes an einen Freund geschrieben — und das mag zur vorläufigen Charakteristik ihrer religiösen Anschauungen diese Lebensskizze abschließen:

Ich bin auf meiner irdischen Wallfahrt an dem Punkt angelangt, wo ich meine Lebenswende vor mir sehe und fühle, daß ich Tag und Nacht alles in Bereitschaft halten muß für den himmlischen Boten. Ich habe oft im Schlaf sonderbare Ahnungen eines wahren, geistigen Lebens bei und mit Christus und einer Menge von Heiligen gehabt, und die Freude darüber ist mit keiner andern zu vergleichen; sie läßt sich mit menschlichen Worten überhaupt nicht aussprechen. Ich weiß mit vollkommner Sicherheit, was ich zu erwarten habe; aber es ist allem, was wir in dieser Welt begreifen, so unähnlich und so überschwänglich, daß es unmöglich in Worte gefaßt werden kann — die unbegreifliche Liebenswürdigkeit Christi. Um ihn scheint ein Kreis zu sein, wo die Liebesglut der ruhige Seelenzustand ist, der ohne Worte, ohne Zwang zu Liebesbezeugungen, Herz zu Herzen drängt, Seele zu Seele treibt, wo wir der unendlichen Liebe antworten und diese Antwort in uns fühlen — und dann braucht es keiner Worte.

2

„Onkel Toms Hütte“ brachte mit seiner Schilderung des amerikanischen Sklavenlebens keineswegs etwas Neues und bisher Unbekanntes. Schon zwanzig Jahre vorher waren jene Zustände in Zeitungen und Flugschriften, Predigten und Reden oft genug dargestellt worden. Auch an energischen Appells an das christliche Gewissen hatte es nicht gefehlt, und bei jeder Gelegenheit betete man in den Nordstaaten um Aufhebung der Sklaverei. Aber das alles hatte noch keine durchschlagende Wirkung gehabt, die vielmehr erst von jenem Buch ausging.

Auch Harriet Beecher wurde erst allmählich für die Frage interessirt. 1833 besuchte sie in Kentucky eine Plantage, auf der viele Sklaven gehalten wurden, 1839 hatte sie selbst ein Negermädchen in Dienst, das ihr auf Grund der Fugitive Slave Act wieder geraubt ward. Endlich schrieb ihr in den letzten Jahren ihres Aufenthalts in Cincinnati ihr Bruder Edward:

Jetzt, Hattie, wenn ich so federgewandt wäre wie du, da würde ich etwas schreiben, das der ganzen Nation zum Bewußtsein brächte, was für ein fluchwürdiges Ding die Sklaverei ist.

Als sie das gelesen hatte, sprang sie auf, zerknitterte den Brief in der Hand und sagte mit einem Ausdruck auf ihrem Gesicht, der ihrem Kinde unvergeßlich blieb: Ich will etwas schreiben, ich will, wenn ich das Leben behalte. Noch dachte sie darüber nach, da las sie in einer Zeitschrift, wie ein Negerweib mit ihrem Kinde auf dem Eise über den Ohio aus Kentucky geflohen sei: der Anlaß zu jener berühmten Szene ihres Buchs. Ein Sklave, der sich weigerte, seinem Herrn zu entfliehen, wurde das Urbild von Onkel Tom, und allmählich gestaltete sich ihr eine Szene nach der andern. Zuerst stand ihr, als sie gerade in der kleinen Kirche von Brunswick zum Abendmahl ging, Onkel Toms Tod wie eine Vision vor der Seele. Sie war so überwältigt davon, daß sie kaum die Thränen an sich halten konnte. Nach Hause zurückgekehrt, schrieb sie das Geschaute nieder und las es ihren beiden Knaben vor. Auch sie brachen in Thränen aus, und der eine von ihnen sagte: O Mama, Sklaverei ist das schlimmste Ding auf der ganzen Welt. Und nun schrieb sie jeden Morgen, trotz aller Störungen, an ihrer Geschichte und las das Geschriebne abends den Ihrigen vor. Sie sagte selbst, sie mache die Erzählung nicht, sondern die Erzählung mache sich selber, und sie könne nicht einhalten, bis sie zu Ende sei.

„Onkel Toms Hütte“ erschien zuerst 1851 in der Zeitschrift National Era, die dafür dreihundert Dollar zahlte. Ihre Leser verfolgten die Erzählung mit lebhaftestem Interesse, aber auf weitere Kreise machte sie zunächst noch keinen Eindruck. So fehlte es auch der Verfasserin an Mut, die Kosten einer Buchausgabe zum Teil auf sich zu nehmen. Doch that sie noch, was sie konnte, und schickte ihre Erzählung an hervorragende Freunde ihrer Sache, Prinz Albert, Macaulay, Charles Dickens, Charles Kingsley und Lord Carlisle. Dann wartete sie ruhig, was das Buch, das ein junger Bostoner Buchhändler schließlich doch verlegte, für einen Erfolg haben würde.

Und sie brauchte nicht lange zu warten. Der Erfolg war ein ungeheurer. Am ersten Tage wurden dreitausend und in einem Jahre dreihunderttausend Exemplare verkauft. Als Professor Stowe sich das erste mal nach dem Erfolge des Buchs erkundigte, fragte ihn der Verleger, wieviel er wohl von ihm an Tantieme zu bekommen hoffe. Ich hoffe, erwiderte jener, es

reicht zu einem seidnen Kleid für meine Frau — und der Bu
händler überreichte ihm einen Check von über zehntausend Dolla

Nicht geringer war das Aufsehen, das das Buch in En
land machte. Auch hier wollte sich erst kein Verleger find
aber schon in der ersten Woche waren siebentausend Exempla
verkauft. Ende August 1852 war die Nachfrage so groß, d
vierhundert Leute an siebzehn Maschinen und einigen Han
pressen mit dem Druck des Buches beschäftigt werden mußte
Bald druckten es auch andre Firmen nach, sodaß im ersten Jah
bereits vierzig verschiedne Ausgaben, von den feinstillustrirt
bis zu den billigsten, im Preise von fünfzehn Schilling bis
sechs Pence erschienen. Nach zuverlässiger Schätzung wurd
in England und seinen Kolonien über anderthalb Million
Exemplare verbreitet, ungerechnet die spätern Auszüge. Uebe
setzungen erschienen in nicht weniger als dreiundzwanzig Sprache
so deutsche mindestens zehn. Auch dramatisirt ward die E
zählung in über zwanzig verschiednen Formen und durch ga
Amerika und Europa aufgeführt — ohne daß die Verfasser
etwas davon gewußt oder gehabt hätte. Sie genoß überhaupt n
wenig äußern Vorteil von ihrem Buche; desto gewaltiger
das bleibende Verdienst, das sie sich dadurch erworben hat.

Stellenweise zwar fand das Buch, obwohl es jenes „p
triarchalische“ System, wie man damals sagte, vollständig d
Wahrheit gemäß schilderte, doch erbitterten Widerspruch; d
führenden christlichen Blätter von Newyork bezeichneten es a
unchristlich! Aber im übrigen trug es doch mehr als irge
etwas andres dazu bei, das öffentliche Gewissen der Nordstaat
aufzuwecken. Wohl dauerte es noch lange, bis es 1865 z
Abschaffung der Sklaverei kam; aber schon damals konnte Jen
Lind, die evangelische Cäcilie, wie man sie genannt hat, v
Onkel Toms Hütte sagen:

Die Verfasserin dieses Buches kann alle Tage mit dem klaren u
schönen Bewußtsein entschlummern, ein starkes Rüstzeug in des Schöpf
Hand gewesen zu sein und in einer der wichtigsten Fragen für die Wo
fahrt unsrer schwarzen Brüder mitgewirkt zu haben.

3

Von Mrs. Beecher=Stowes sonstigen Werken braucht h
nicht erst die Rede zu sein; nur auf eine ihrer wenigst beachtet
Schriften möchte ich noch ganz besonders hinweisen. Sie
betitelt: „Kleine Füchse oder die kleinen Fehler, die das häu
liche Glück stören“ (deutsch bei Bertelsmann in Gütersloh). D
eigentümliche Name stammt aus der Schriftstelle, über die d
Verfasserin Hauspredigten halten will, Hoheslied 2, 15:

Fanget uns die Füchse, die kleinen Füchse, die die Weinberge v
derben: denn unsre Weinberge haben Augen gewonnen.

Genauer unterscheidet die Verfasserin sieben solcher klein
Fehler, nämlich Tadelsucht, Reizbarkeit, Verschlossenheit, Eige
sinn, Unduldsamkeit, Unhöflichkeit, Unbefriedigtsein. Sie füh
uns in eine „gute Familie“ nach der andern und läßt uns
ihrem scheinbar tadellosen Leben teilnehmen, bis wir entdeck
daß sie doch nicht glücklich ist, sondern an einem oder d
andern jener Fehler leidet. Wir erkennen in diesen Johns u
Emmys, Heros und Leanders unsre Bekannten und Freun
ja uns selbst wieder, lernen auf unsre Untugenden achten u
sie bekämpfen. Die Verfasserin weiß außerordentlich scharf
beobachten, vortrefflich zu schildern und gesund zu urteilen. W
zutreffend schildert sie die Reizbarkeit, die durch irgend wel
Ueberanstrengung entsteht, oder die Unduldsamkeit, die a
Menschen über einen Kamm schert und aus jedem alles mach
will! Wie scharf geißelt sie die Unhöflichkeit, die wir uns geg
unsre besten Freunde gestatten zu dürfen glauben, die Na
lässigkeit im Anzug, das mangelnde Zartgefühl im Urteil, d
indiskrete Fragen und Raterteilen! Ich möchte manches a
schreiben, aber ich begnüge mich, hierherzusetzen, was sie un
anderm gegen die Verschlossenheit sagt:

Wie sehr könnten wir unser Familienleben, unsern Freundschaf
verkehr verschönern, wenn jeder geheime Liebesgedanke zu einer T
erblühte. Wir sprechen gerade nicht von eigentlichen Liebkosungen; d
können die beste Sprache der Liebe sein, oder auch nicht. Manche hal
eine Zartheit, eine Keuschheit der physischen Organisation, die vor ein
Zuviel derselben zurückscheut; aber es giebt Worte und Blicke und kle
Gewohnheiten, eine Vorsorglichkeit und stille Aufmerksamkeit, die

z offenbaren, und es ist kaum eine Familie, die dadurch nicht an zensreichtum wachsen könnte. . . .

Aber aus Furcht zu schmeicheln gehen diese ängstlich aufrichtigen nschen neben denen hin, die sie lieben und bewundern, und machen en nur den Eindruck gänzlicher Gleichgiltigkeit. Eltern scheuen sich sehr, Stolz und Eitelkeit in ihren Kindern zu erwecken, wenn sie ihnen Liebe und ihren Beifall zeigten, daß ein Kind manchmal traurig entmutigt an ihrer Seite dahinlebt und nur vielleicht einmal durch fall mit Verwunderung erfährt, daß es ihr Stolz und ihre Freude Es giebt Zeiten, wo ein offnes Aussprechen der väterlichen Liebe einen Knaben mehr wert wäre als Kirche und Predigt; aber der ter kann sich nicht aussprechen, will es nicht zeigen.

Die Verfasserin zeigt uns, wie wir es lernen können, und n so auch selbst mit ihrer Schrift vielleicht mehr wirken Ethiken und Predigtsammlungen. M C

Verschiedenes

(Zwei Bücher gegen den Muhammedanismus) von Petrus nerabilis. Ins Deutsche übersetzt von Joh. Thomä. Leipzig, rlag der akademischen Buchhandlung (W. Faber), 1896. 2 Mk.

Petrus der Ehrwürdige, von dem die vorliegende Schrift stammt, r Abt von Clugny und lebte um die Mitte des zwölften Jahrhunderts. e schon in Nr. 37, Sp. 886 des vorigen Jahrgangs erwähnt ist, besitzen von ihm eine Streitschrift gegen die Muslimen, man könnte sie auch e Missionsschrift nennen. Dieselbe zerfällt in zwei Bücher: im ersten ht der Verfasser besonders den vom Islam erhobnen Vorwurf, die ligen Schriften der Juden und Christen seien in ihrer jetzigen Form fälscht, zurückzuweisen; im zweiten Buche will er den Beweis erngen, daß Muhammed keinen Anspruch darauf machen könne, als ophet zu gelten. Es ist durchaus nicht zu bestreiten, daß Petrus n eine recht bedeutende Kenntnis von den Lehren des Korans besaß und s seine Polemik vielfach nicht ungeschickt ist. Natürlich ist der Standnkt des Verfassers ein sehr einseitiger und gebundener. Die Ueberung, die Thomä aus dem Lateinischen angefertigt hat, liest sich gut o fließend; immerhin hat das Büchlein mehr nur historisches Inesse, als einen praktischen Zweck. Socin

(Inmitten der Bewegung) Sozialer Roman von M. v. Eschen. Bde. 210 u. 309 S., Dresden und Leipzig, Karl Reißner, 1895. 7 Mk.

Der Titel ist gut gewählt. Denn es ist nicht die Absicht der Verserin uns das „Oben und Unten" in unversöhnlichem Gegensatz sich genüberstehend zu zeigen, sondern vielmehr, daß eine Bewegung der sgleichung und Versöhnung sich anbahnt. Das ist das Eigenartige ses sozialen Romans, daß er nicht — wie das bei den in letzter Zeit chienenen meist der Fall war — direkt darauf ausgeht, durch krasse genüberstellung von übergroßem Reichtum und bitterer Armut soziale immung zu wirken, sondern daß er diese soziale Gesinnung in den ndelnden Personen vor unsern Augen entstehen läßt. Während die age, daß die gegenwärtige Lage entsetzlich sei und daß es so nicht iter gehen könne, der sich immer gleichbleibende Grundton sozialer mane zu sein pflegt, ist der unsre aus der Ueberzeugung herausboren, daß die neue Zeit bereits angefangen hat und in nicht allzu oßer Ferne zum Siege durchdringen wird. Es geht daher etwas wie ühlingsstimmung durch diese Blätter. Auch der Weg der Versöhnung rd als bereits als thatsächlich beschritten geschildert. Das geschieht, em beide Teile, Arbeitgeber wie -Nehmer, ihre bisherigen Vorurteile fgeben und in gegenseitigem Vertrauen einen neuen mehr konstitutionell rteten Kontrakt eingehen. Freilich sind wir heute noch erst mitten der sozialen Bewegung. Die bisher übliche Praxis, sowohl der pitalisten als der Sozialdemokraten, die schließlich beide auf dasselbe isser faire hinauskommen, muß der praktischen Sozialreform weichen. ese neue Reformpartei setzt sich aus Arbeit und Besitz zusammen und hält den Namen national-sozial. Das ist aber nicht so zu verstehen, ob das im Dienste der in Erfurt neuerdings gegründeten Partei chrieben sei, vielmehr kann man in diesem Roman — denn er stammt reits aus dem Jahre 1895 — eine Vorherahnung der nunmehr olgten Naumannschen Bewegung sehen. Auch dieser Umstand zeigt, ß wir es hier nicht mit einem Tendenzroman gewöhnlichen Schlages thun haben. Freilich trägt auch dieser Roman die Mängel — von n künstlerischem Standpunkte aus betrachtet —, die eben mit einer stimmten Tendenz verbunden sind. Doch ist es der Verfasserin verltnismäßig gut gelungen, die Personen und Verhältnisse derart zu rknüpfen, daß wir diese an jenen kennen lernen und daß immerhin n einer wirklichen Handlung die Rede sein kann. Auch die religiöse ellung der Verfasserin können wir nicht in jeder Hinsicht teilen; er erfreulich ist jedenfalls der Gedanke, daß mit der sozialen Vernung zugleich auch eine Annäherung an die Religion erfolgen wird. o die sozialen Vorschläge der Verfasserin durchführbar und ausreichend d, lassen wir dahingestellt, im allgemeinen zeugen sie von einem oßen Optimismus. Trotz alledem können wir das Buch zur Verreitung des sozialen Gedankens unter den Gebildeten und Besitzenden rm empfehlen, wozu es gerade durch das Maßvolle seiner Schildengen und die vornehme Zurückhaltung seiner Tendenz nicht ungeeignet n dürfte. Cl

(Zur Statistik der Theologie-Studirenden) Nr. 2 der Christlichen elt hat den Rückgang der Zahl der Theologie-Studirenden bereits für beohlich gehalten. Wer die Nöte kennt, denen jetzt die Kandidaten ausgesetzt d, da sie — in mehreren preußischen Provinzen — nach dem zweiten Examen noch vier bis fünf Jahre bis zur Anstellung warten müssen, muß diese Klagen für sehr verfrüht halten.

Es fehlt mir an Material, um die Bedürfniszahl nachzuprüfen, mit der jener Artikel rechnet. 1887 war seitens des Ministeriums die Zahl der Studirenden der Theologie, die vorhanden sein müsse, um den Bedarf für Preußen — also nicht nur für die preußische Landeskirche — zu decken, auf 1320 angegeben. Diese Zahl erreichen wir noch, wenn im Wintersemester 1895/96 für die preußische Landeskirche allein 1160 Theologen gezählt wurden. Es ist ja richtig, daß durch die Vermehrung der Pfarren die Bedürfnisziffer im letzten Jahrzehnt gestiegen ist. Auch die Zahl derer ist gewachsen, die sieben und acht Semester studiren. Mit sechs Semestern begnügen sich in meinem Beobachtungskreise verschwindend wenige. Dennoch liegt meines Erachtens nach gar kein Grund vor, über den Rückgang zu klagen. Zahlen mögen reden. Es studirten auf preußischen Universitäten evangelische Theologen:

1875:	765	1886:	2679
1876:	750	1887:	2713
1877:	830	1888:	?
1878:	920	1889:	?
1879:	1100	1890:	2754
1880:	1330	1891:	2496
1881:	1570	1892:	2252
1882:	1830	1893:	2079
1883:	2075	1894:	1822
1884:	2400	1895:	1801
1885:	2605	1896:	1715

Wer diese Tabelle übersieht, wird sich sagen müssen, daß wir noch lange nicht den Tiefpunkt erreicht haben. Zudrang und Rückgang wechseln in solchem Falle — das ist auch in den fünfziger und in den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts beobachtet — stets so, daß auf Zeiten der Ueberfüllung Zeiten des Mangels folgen. Von einem Mangel sind wir bei der großen Zahl der wartenden Kandidaten noch sehr weit entfernt. Und richtiger als Klagen über den Rückgang sind noch heute Abmahnungen. Wer nicht wirklich innern Trieb zum theologischen Studium hat, möge ja wegbleiben! Vor zwanzig Jahren ist man, um den Mangel zu decken, hinausgegangen „an die Hecken und Zäune" und hat durch Schulstipendien u. s. w. die jungen Leute „genötigt hereinzukommen." Die Zeit ist uns noch so nahe, daß die üblen Erfahrungen der kurzsichtigen Angst jener Zeit noch nicht vergessen sein werden. Damals meinten ängstliche Gemüter, der Rückgang der Zahl der Theologen sei eine Folge des Unglaubens der Zeit. Heute soll die Reaktionsluft die Schuld tragen! Meiner Meinung nach ist diese so unschuldig wie jener.*) Ueberfüllung und Mangel der Theologen haben im neunzehnten Jahrhundert mit einer Regelmäßigkeit gewechselt, die dem Statistiker interessant sein muß, aber mit innerkirchlichen Verhältnissen nicht zusammenhängt.

Anders liegen die Dinge, wenn man die Qualität der Studirenden ins Auge faßt. Jeder, der Prüfungserfahrungen hat, wird es bestätigen, daß die Zahl derer wächst, die den Eindruck machen — ins Herz kann man ja nicht sehen —, als fehle ihnen das lebendige Interesse an dem Studium. Dinge, von denen man meinen sollte, ein Student habe sie mit erregtestem Herzen verarbeitet, sind nur zu oft nicht einmal dem Verstande bekannt! Die Schriftkenntnis ist oft eine unglaublich geringe. Daß an letzterm die „Kritik" schuld sei, wird gewiß mit Unrecht behauptet. Wer sich ernstlich mit der Kritik beschäftigt, wird zum mindesten formale Bibelkenntnis dabei erlangen. Die Schuld trägt die wachsende Interesselosigkeit. Wer so studirt, daß die Fragen des Studiums ihm wirklich das Herz bewegen, wird „in der Schrift suchen" lernen und im Examen bei den Fragen nicht versagen, die ein Aktuelles für jeden Theologen haben. Daß die Zahl solcher Studenten abnimmt, daran ist die Luft, in der wir leben, nicht unschuldig. Ich kann es keinem Vater, der selbst weiß, was geistige Arbeit ist, verdenken, wenn er heutzutage Bedenken trägt, seinen Sohn Theologie studiren zu lassen. Daß auch unter den homines novi ernste, tüchtige, nur durch die Liebe zur Sache zur Theologie getriebne Studenten sind, ist freilich glücklicherweise ebenso zweifellos als selbstverständlich. Daß aber das bloße Brotstudium in diesen Kreisen mehr Rekruten findet als in andern, liegt auch in der Natur der Sache. Da liegt die Gefahr, die die Abneigung weiter Kreise gegen eine wirkliche Auseinandersetzung mit der Wissenschaft der Gegenwart mit sich bringt, nicht auf dem Gebiet der Zahlen. Die Wissenschaft der Gegenwart wird nicht anders dadurch, daß man sich bemüht, die Studenten und die Fakultäten gegen sie abzuschließen. Aber die evangelische Kirche wird leider anders werden, wenn man diejenigen begabten Studenten mit scheelen Augen ansieht, die eine Auseinandersetzung mit der Kritik, ja mit dem „Unglauben" versucht haben und infolgedessen begreiflicherweise zur Zeit ihres Examens noch nicht fertig sind. Wenn doch die Synodalmajoritäten ahnten, wie schwer dies den akademischen Lehrern, die ihre Kirche auch lieb haben, auf der Seele liegt! L

(Ratgeber fürs evangelische Pfarrhaus) Unter diesem Titel ist am 1. dieses Monats die Probenummer eines neu gegründeten Blattes in einer Auflage von über 20000 Exemplaren erschienen und an alle evangelischen Pfarrhäuser Deutschlands versandt worden. Von zwei Seiten gehen uns über dies neue Unternehmen schwerwiegende Bedenken zu. Und die Sache ist wichtig genug.

*) Der Umstand, daß der Rückgang der Theologenzahl in Preußen erheblicher ist als in allen andern Ländern, deutet doch darauf hin, daß in Preußen noch besondre Ursachen vorhanden sind. D H

„Man fragt sich unwillkürlich, — heißt es in der einen Zuschrift —: Was will dieser Ratgeber fürs evangelische Pfarrhaus? Inhaltlich enthält er nichts, was ihm irgend einen höhern Sinn und Zweck geben könnte. Auch beansprucht er selbst nicht irgend einem kirchlichen Interesse oder auch nur einer der kirchlichen Parteien zu dienen. Aber was will er denn? Er ist nichts andres als ein kaufmännisches Unternehmen, das darauf hinausläuft, den Pfarrern ein Blatt zu liefern, das nichts kostet, sie aber verpflichtet, bei den hier inserirenden Firmen zu kaufen. Dazu stimmt sowohl die Verherrlichung der Pfarrhäuser, womit man sich einschmeicheln will, eine Schmeichelei, die schon mehr in eine Grobheit übergeht — wie auch die Anpreisung der eignen Selbstlosigkeit, die doch auch nur bei Dummen Glauben finden kann. Ganz naiv kommt diese Tendenz in folgender Ankündigung zum Ausdruck:

An das deutsche Pfarrhaus

klopft ein Gast. Er bittet nicht, daß man ihn einlasse in den Studirraum des Pfarrherrn oder in das Empfangszimmer für Fremdlinge; es ist ihm am liebsten, an den Familientisch geführt und wie ein längst Bekannter behandelt zu werden, der keine andern Ansprüche erhebt, als seinen Teil zur Geselligkeit im häuslichen Kreise beitragen und erzählen zu dürfen von dem, was ihn jeweilig bewegt und ihm Gedanken verleiht.

Er verführt nicht zu Ausgaben, wie mancher Besucher, dem man gerne mit etwas aufwartet; denn sein unumstößlicher Grundsatz ist, bei seinen Gängen für sich nichts anzunehmen.

Wer sich erkenntlich zeigen und die Bestrebungen des »Ratgebers fürs evangelische Pfarrhaus« unterstützen will, dem ist Gelegenheit dadurch geboten, daß er sich vom »Ratgeber« raten läßt, einen Versuch zu machen mit den Firmen, die der »Ratgeber« im Anzeigenteile als empfehlenswerte Bezugsquellen namhaft macht. Der »Ratgeber« bittet, sich dabei auf ihn zu berufen und den Aufträgen jedesmal hinzuzufügen:

Bestellung infolge der Anzeige im »Ratgeber fürs evangelische Pfarrhaus.«

Man ist wirklich gerührt über diesen guten Ratgeber, dessen »unumstößlicher Grundsatz es ist, bei seinen Gängen für sich nichts anzunehmen.« Aber noch rührender ist es, daß gleich hernach die Mitteilung folgt, daß man die »Bestrebungen« dieses Blattes dadurch unterstützt, daß man bei den angezeigten Firmen kauft, natürlich unter Berufung auf seinen Ratgeber. Welch eine Höhe des evangelischen Pfarrhauses, welche Selbstlosigkeit seines Ratgebers!!"

Von der andern Seite klingt es, wie folgt:

„Es macht doch einen peinlichen Eindruck, daß solche Dinge möglich sind — und noch peinlicher ist es, zu sehen, daß sich Pastoren zu Mitarbeitern solcher Wische hergeben. Was ist das doch für ein jammervolles Gesalbader, das jener Pastor unter »Allerlei aus meinem Amtsleben« mitteilt, Dinge, die ein keusches Gemüt doch zurückhält als einen stillen Schatz der Erfahrung, statt sie in dieser Weise preiszugeben. Und dann alles Andre, das durch die Anordnung einfach nur benutzt wird, um den Blick auf die Annoncen zu lenken. Es ist eine wahre Schmach, daß der Pastorenstand wirklich Aussicht bietet, ein solches Unternehmen durchführen zu können.

Dazu kommt noch eins. Da arbeitet die kirchliche Presse vergeblich darum, sich geschäftlich unabhängig zu stellen. In vielen Tausenden von Exemplaren geht sie in die Gemeinden hinaus und wird um ihres Inhalts willen von den Pastoren eifrig verbreitet. Daß aber der Pastorenstand sich dahin einigen könnte, die Inserate zu bevorzugen, die in dieser ihm zunächst stehenden und für die Kirche arbeitenden Presse veröffentlicht werden, daran ist nicht zu denken. Nein, vielmehr kriecht er lieber auf eine solche, von einem findigen Buchhändler präparirte Leimstange."

Wir haben gelegentlich bereits des „Pfarrboten" in unsern Spalten gedacht, des ältern Bruders dieses famosen „Ratgebers." Daß die Verlagshandlung von Greiner und Pfeiffer in Stuttgart, die uns allen am besten als die Verlegerin der Gerokschen Gedichte bekannt ist, sich dazu verirren konnte, die deutschen Pfarrhäuser mit einem neuen Reklameblatt dieser Art zu belästigen, kommt uns überraschend. Es ist an der Zeit, daß die gesamte kirchliche Presse aller Richtungen gegen diese öde Spekulation Front macht. Die Christliche Welt darf um so mehr dazu aufrufen, als gerade sie von der Konkurrenz dieses Gratis-Kollegen gewiß nichts zu fürchten hat. Aber so unerfreulich uns oft der Ton und die Einseitigkeit unsrer kirchlichen Parteiblätter ist, so viel mehr zuwider ist uns doch die vollendete Oede, Schwächlichkeit und Charakterlosigkeit solcher Geschäftslitteratur. Auch die Pfarrvereine sollten auf dem Plan sein, gegen die Zumutung dieser Art Presse an die Pfarrhäuser zu protestiren. Es giebt aber ein sehr einfaches Mittel, mit dem die gesamte ernste kirchliche Presse diesen Spekulationserzeugnissen entgegenarbeiten kann. Wir fordern unsre Freunde auf, Blätter wie den „Pfarrboten" und den „Ratgeber," wenn sie ihnen durch die Post zugehen, nicht anzunehmen, und wenn sie noch mehr thun wollen, sich die Zusendung bei der Verlagshandlung selbst zu verbitten. Wir hoffen, daß auch die übrige kirchliche Presse eine gleiche Aufforderung an ihre Leser richten wird. Die Firmen aber, die in solchen Blättern inseriren, werden wir uns darauf ansehen, ob es nicht an der Zeit ist, ihre Namen auch unsrerseits zu veröffentlichen, aber in

der Absicht, vor dem Ankauf ihrer Ware abzumahnen. Denn irgen[d] wird man sich doch schließlich vor der Zudringlichkeit dieser unei[n]nützigen Litteratur schützen können.

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre [für] die armenischen Waisen): 100 Mk. von A S, Leipzig*; 73 von F Augsburg*; 62 vom Missionsverein Dettweiler-Melsheim-Dossenhe[im]-Ernolsheim-Monsweiler-Neuweiler-Griesbach-Zabern*; 40 vom Zkl. in Riga; 37,50 aus der Gemeinde Moeckmühl*; 26 aus der [Ge]meinde Dettweiler*; 15 aus der Gemeinde Zedlitz bei Steinau; je Sammlung auf einem Gemeindeabend in Reinickendorf*; Poststem Dieringhausen; je 5 von M F, Berlin*; von einem jüngst verstorb Arbeiter in Rumpenheim*; 2 aus der Gemeinde Melsheim*.

Herzlichen Dank! D

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 3 der „Chronik der Christlichen W

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt am Main und Umgegend
treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat** n **mittags 4—6 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau, Reuterweg 8.** Fr sind willkommen. — Nächste Zusammenkunft 1. Februar: Freimaure und Christentum.

Eine Dame, die am grauen Star leidend, dadurch sehr in ih Beruf als christliche Schriftstellerin gehindert ist, und unter d Verwandten und Freunden für jetzt niemand frei genug von an dringenden Pflichten ist, um ihr mit Schreiben zu helfen, wünscht einer alleinstehenden Dame von jetzt an bis zu ihrer Operation nahme zu finden. Sie kann eine mäßige Pension zahlen und bedi dagegen ein gesundes, stilles Heim mit frischer Luft und einfacher kräftiger Kost, vor allem aber gebildeten, freundlichen Umgang und bei ihren litterarischen Arbeiten, würde auch als Gegenleistung englis Unterricht geben (spricht Englisch wie ihre Muttersprache). Offerten Solchen, die mit christlichem Wohlwollen auf diese Weise einer Leiden Freundlichkeit erzeigen und an ihrer Arbeit für das Reich Gottes nehmen wollen, werden an die Expedition dieses Blattes erbeten u Chiffre X o Y.

Gegenseitige Referenzen und vorhergehende Bekanntschaft w jedenfalls notwendig.

Heute wurde uns ein gesundes Töchterchen geschenkt.
Treptow a. Rega, d. 13. Jan. 1897
Rektor u. Prediger Henze u. Frau

Pension
Zu Ostern finden 2—3 s pflichtige Mädchen Aufnahm einem feinen Hause in Godes a. Rh. Vorzügliche höhere Töd schule. Christliche Erziehung sorgfält. Ueberwachung. Pensi preis 900 Mk.
Anfragen unter P R an Expedition.

Tuch u. Buckskin
Ueberzieher-,
Cheviot- und **Kammgarnstoffe** in den neuesten soliden Dessins, **schwarze Satins** und **Croisés,** hochfeine Qualitäten, sowie **Altar-** und **Kanzeltuch,** reinwollen Fabrikat und gute Farben, versendet stück- und meterweise zu sehr billigen Preisen. Reichhaltige Musterauswahl frei.
Theodor Herrmann
in **Sagan Nr. 34** (Schlesien).

Planinos, Harmonium
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an
Amerik. Cottageorgel
Flügel,
Klavier-Harmoniums
Alle Vorteile. Höchster Rabat Illustr. Katalog, der grösste sei Art, franco. Nichtgefallende strumente auf meine Kosten zurü
Wilh. Rudolph, Giessen 16

Vor kurzem erschien im Verlage von Eugen Strien, Halle a. S
Spanien und das Evangelium
Ergebnisse einer neunmonatigen Studienreise
von **Fr. G. J. Grape**
Mit 9 Bildern nach photographischen Aufnahmen des Verfasser
402 Seiten. Preis geh. 6 Mark
Inhalt: 1. Die evangelische Bewegung. 2. Gemeinden des Südens. 3. Catal Gemeinden. 4. Das Werk des Pastors Fliedner. 5. Deutsche Diaspora. 6. Str durch Madrid. 7. Katholische Religiosität. 8. (Anhang) Ein unechter Paulusbri

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, Königsstraße 20 — Druck von Carl Marquart in Leipzig